

d'Lëtzebuerger **Land**

F91

Unabhängige Wochenzeitung für Politik,
Wirtschaft und Kultur

#38 66. Jahrgang 20. September 2019



5 453000 174663



1 9 0 3 8

4,00€

Eltern für den Erfolg

Das Schulministerium will Eltern stärker an der Schule beteiligen. Im Februar 2020 werden die landesweiten Elternsprecher gewählt

« Conurbation diffuse »

Boom économique et crise du sens dans la ceinture dorée de la capitale : étude du cas de Strassen

Jorelaang hu mir gewaart

Der luxemburgische Fußball feiert mit F91 Düdelingen und der Nationalmannschaft außerordentliche Erfolge. Es ist das Ergebnis einer schleichenden Professionalisierung

Foto: Sven Becker

Jorelaang hu mir gewaart

Die Fußballschule und der Mäzen:
Wie der luxemburgische Fußball sich
schleichend professionalisiert



Pol Schock

Wunder Als im August 2018 ein luxemburgischer Fußballverein den Einzug in die Europa League schaffte, war die europäische Presse entzückt. „Das Wunder von Düdelingen“ titelten das *Kicker Sportmagazin* sowie die *Neue Zürcher Zeitung*, andere sprachen nicht minder begeistert von „Sensation“ oder gar von einem „Fußballmärchen“. Die europäische Journaille konnte die Schatulle der Underdog-Geschichten öffnen und Düdelingen zum gallischen Dorf im europäischen Fußball erklären – ein Fußballzweig, der dem Millionengeschäft trotzt. Alle waren sich einig: Dieser Erfolg ist einmalig, ein Kunststück, das dem Amateurverein kein zweites Mal gelingen wird.

Doch ein Jahr später hat F91 Düdelingen es wieder geschafft. Der Verein hat am Donnerstag sein erstes Spiel in der Gruppenphase der Europa League gegen APOEL Nikosia bestritten. Zwar sagen Fußballexperten, dass F91 Düdelingen bei seinen drei Qualifikationsgegnern Losglück hatte und gegen vermeintlich leichtere Gegner antrat – aber es waren erneut nur Vereine aus Profiligen mit deutlich höheren Budgets. Entgegen aller Erwartungen reist Düdelingen als gallisches Dorf nun ein zweites Mal durch Europa, um sich mit Gegnern wie dem FC Sevilla zu messen, dem Rekordsieger der Europa League.

Stade Josy Barthel, vergangene Woche: Dave Turpel hat gerade den 1:2 Anschlusstreffer gegen Serbien geschossen. Es läuft die 66. Spielminute, noch bleibt fast eine halbe Stunde, das Spiel zu drehen. Und genau das hat die luxemburgische Nationalmannschaft vor: Die Mannschaft drückt den Favoriten aus Serbien tief in die eigene Hälfte, erspielt sich Chance um Chance. Am Ende wird sie 23 Mal auf das gegnerische Tor geschossen haben – die Serben gewinnen trotzdem mit 3:1. Aber die rund 6 000 Zuschauer im Stade Josy Barthel klatschen, verneigen sich vor der Leistung des FLF-Teams.

Es passiert gerade etwas im luxemburgischen Fußball. Sowohl F91 Düdelingen als auch die Nationalmannschaft feiern Erfolge und spielen dazu noch einen ansehnlichen Fußball. Das sind die Früchte einer schleichenden Professionalisierung im luxemburgischen Fußball, sagen die einen. Beides, den Erfolg von F91 und Nationalmannschaft, müsse man getrennt betrachten, sagen die anderen. Doch nahezu alle sind sich einig: So gut wie jetzt war der luxemburgische Fußball noch nie.

Erkenntnis „Nondidjéft, mir kënne kee Fussball méi spillen“, sagt Paul Philipp. Das habe er irgendwann vor mehr als zehn Jahren feststellen müssen. Es ging nicht um Ergebnisse, sondern um die Art und Weise, wie die Nationalmannschaft sich präsentierte: als Gurkentruppe, die bestenfalls Tore verhindern konnte. Philipp ist seit 2004 Präsident der Fédération luxembourgeoise de Football und seit einer gefühlten Ewigkeit Teil des Fußballzirkus. Als Spieler wurde er 1969 zum *Monsieur Football* gewählt, als Trainer war er dabei, als Luxemburg 1995 den späteren Europameisterschaftsfinalisten Tschechien besiegte. Sein Schnauzer ist ebenso Kult wie seine leidenschaft-



220 Fußballtalente durchlaufen aktuell die Akademie in Monnerich und hoffen, irgendwann Profi zu werden



Reinhold Breu ist seit 2011 Leiter der nationalen Fußballakademie. FLF-Präsident Paul Philipp bezeichnet ihn als „exzellenten Trainer“, aber „keinen einfachen Gesellen“



lichen „Ohjoos“, wenn er ein Fußballspiel auf *RTL* kommentiert. Für Philipp wurde der Grundstein des heutigen Erfolgs im Jahr 2000 gelegt. Damals beschloss der Fußballverband gegen großen Widerstand der Vereine, ein nationales Fußball-Leistungszentrum in Monnerich zu bauen. Doch Infrastruktur allein schießt noch keine Tore.

Die ersten Jahre waren verschenkt. Denn es fehlte an einer klaren Strategie und an Knowhow. Also ist der Fußballverband ins Ausland aufgebrochen, um sich die Fußballakademien von Profiteams wie Ajax Amsterdam, FC Bayern München, FC Anderlecht, aber auch von FC Freiburg oder FSC Mainz 05 anzuschauen. Das Ziel: erfolgreiche Strategien abschauen und reproduzieren. Vom rund sieben Millionen schweren Budget, das der FLF jährlich zur Verfügung steht, steckt der Verband heute allein 1,5 Millionen Euro in die Fußballschule. Sie ist das Herzstück des Luxemburger Fußballs mit mehreren festangestellten Trainern, Videoanalysten und Physiotherapeuten.

Strategie „Ich kenne alle Talente aus Luxemburg – ausnahmslos alle“, sagt Reinhold Breu. Er zeigt auf vier Fußballtafeln an der Wand. Darauf befinden sich Porträts von Jugendlichen. Es sind die 220 besten Jugendfußballer, geordnet nach Alter, Position und Talent. Breu kann zu jedem von ihnen eine Geschichte erzählen, weiß, wie ihre aktuelle Form ist, wo ihre Stärken liegen und wo sie noch Nachholbedarf haben. Der gebürtige Bayer ist seit 2011 technischer Direktor in Monnerich, er hat die Fußballinternate von FC Bayern München und 1860 München als Talent von innen gesehen, war später Profi in Deutschland und Österreich und widmet sich seit Karriereende der Nachwuchsförderung. Nach hinten gegeltes Haar, Hemd von Tommy-Hilfiger-Hemd und ein Akzent, der es mit dem von Lothar Matthäus aufnehmen kann: Als „arroganten Parvenü aus Bayern“ haben Fußballfunktionäre in Luxemburg ihn zu Beginn bezeichnet. Ein Fremder, der sich nicht um Gepflogenheiten schert und tradierte Machtstrukturen ignoriert. Tatsächlich ist Breu nicht nach Luxemburg gekommen, um sich Freunde zu machen. „Ach, der Klüngel!“,

Infrastruktur,Vermarktungund Vereinsstrukturen in derBGLLiguesindzutiefst provinziell

sagt Breu und schüttelt den Kopf. Das alles interessiere ihn nicht, Politik interessiere ihn nicht. „Als ich hier ankam, bestand das A-Nationalteam aus drei Profis und 17 Amateuren“, so Breu. Heute sind es fast 40 Luxemburger, die in ausländischen Profiligen unter Vertrag stehen. Das interessiere ihn.

„Er ist kein einfacher Gesell“, sagt auch FLF-Präsident Philipp, „aber er ist ein exzellenter Trainer.“ Philipp hat Breu 2010 eingestellt und ihn zu seinem Leutnant ernannt. Er soll, neben Nationaltrainer Luc Holtz, die Strategie der FLF umsetzen und das Maximum aus den rund 17 000 Jugendspielern in Luxemburg herausholen. Und Breu nimmt seinen Auftrag ernst. Er redet von Technik, Handlungsschnelligkeit und Einstellung. Aber vor allem von Mentalität. Er will Spieler, die mit breiter Brust vorangehen, die hungrig auf Erfolg sind und Fehler wegstecken können. Der Kopf und nicht die Füße würden entscheiden, ob ein talentierter Kicker es schafft, im Profigeschäft zu bestehen.

Und wenn er so redet, erinnert er fast an einen neoliberalen Investmentbanker, der alles der Rendite unterjubelt und Gier zur absoluten Tugend

erklärt. Erfolg um jeden Preis, Ellenbogenmentalität explizit erwünscht. Aber tatsächlich sei nur so der Weg aus dem kleinen Luxemburg in die große, millionenschwere Welt des Fußballs möglich. Am Ende seien es „Details“, die den Unterschied machen: „Wer hat noch in der 89. Minuten den absoluten Willen, einen vollen Sprint zu einzulegen.“

Breu hat den aktuell teuersten Spieler Luxemburgs trainiert, Christopher „Kiki“ Martins, der für rund 2,5 Millionen Euro in die Schweiz zu Young Boys Bern gewechselt ist. Aber auch Leandro Barreiro, ein Mittelfeldspieler des deutschen Bundesligisten Mainz 05. Oder auch den 18-jährigen Ryan Johansson von Bayern München, der sich jedoch noch nicht definitiv entschieden hat, ob er für Luxemburg oder Schweden auflaufen will. Es ist eine erstaunliche Breite an qualitativ hochwertigen Spielern, die den derzeitigen ansehnlichen Fußball von Luc Holtz im Nationalteam prägen. Aber Sportdirektor Breu glaubt, dass Luxemburg noch mehr Potenzial hat und mit besseren Strukturen noch mehr Fußballspieler den Weg in benachbarte Profiligen schaffen.

Konkurrenz Der Erfolg der Fußballschule stößt bei den luxemburgischen Fußballvereinen nicht nur auf positive Resonanz. F91 Düdelingen begrüßt zwar grundsätzlich das Engagement im Jugendbereich, sieht die FLF aber eher als Konkurrent, denn als Partner. Der große Vorwurf: Die FLF würde sich lediglich für die Nationalmannschaft interessieren und die BGL Ligue verkümmern lassen. Tatsächlich ist der Weg, den F91 Düdelingen geht, ein anderer wie die FLF. Und der Erfolg hängt vor allem mit einem Namen zusammen: Flavio Becca. Der Unternehmer pumpt seit Ende der 1990-er-Jahre Millionen in den Verein und schafft damit künstlich Bedingungen, von denen andere Vereine nur träumen können. Das Budget liegt aktuell bei rund drei Millionen Euro im Jahr. Das reicht für 20 Berufsfußballer in einem Europa-League-Kader von 23 Spielern. Laut einem *Tageblatt*-Artikel von 2018 gibt es rund 80 Berufsfußballer in der gesamten BGL Ligue, die zwischen 2 500 und 7 000 Euro verdienen. Ihre

Gehälter werden zum großen Teil von Mäzenen finanziert, die allesamt aus dem Immobilienbereich kommen: Fabio Marcocchi (Tracol immobilier) unterstützt Progrès Niederkorn, der Immobilienunternehmer Fabrizio Bei steht hinter dem FC Differdingen 03 und der FC Victoria Rosport wird von ImmoFlex unterstützt. Trotzdem würde niemand von einer Profiligen sprechen: Infrastruktur, Vermarktung und Vereinsstrukturen sind zu tiefst provinziell.

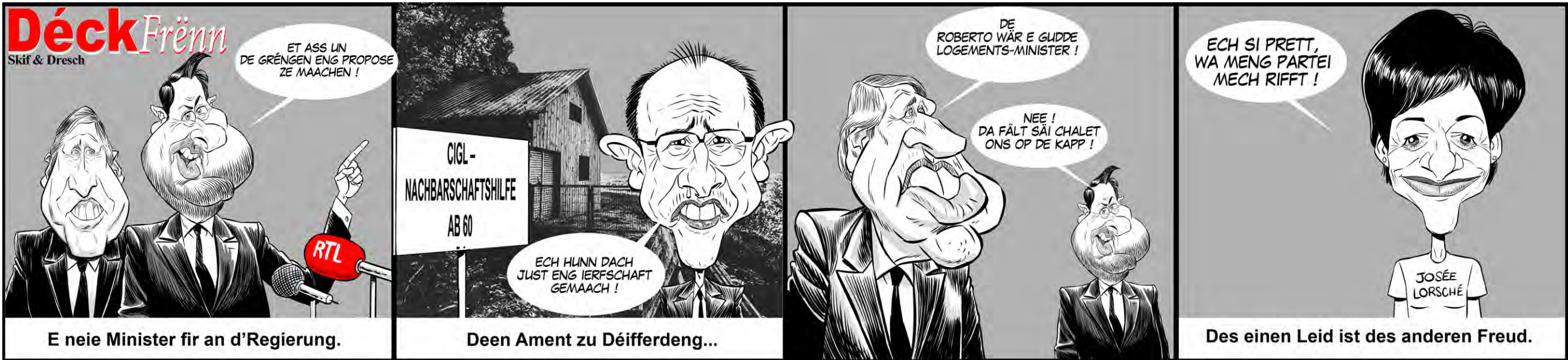
Und gerade hier nimmt F91 Düdelingen den Verband in die Verantwortung: „Es fehlt uns an einer klaren Vision für die luxemburgische Liga“, sagt Manou Goergen. Der KPMG-Berater ist mit seinen 30 Jahren jüngstes Mitglied des F91-Verwaltungsrats. Er hat an der London School of International Business studiert und eine Abschlussarbeit über die Möglichkeiten der Kommerzialisierung der luxemburgischen Fußballliga geschrieben. Das hat den damaligen Fußballfunktionär Guy Hellers sowie F91-Präsident Romain Schumacher so schwer begeistert, dass sie ihn gleich in die Vereinsstruktur einbanden.

Nation Branding Wenn es nach Goergen geht, sollte die BGL Ligue sich zu einer Profiligen entwickeln. Nach dem Vorbild von Österreich könnten nur noch acht Teams gegeneinander antreten, anders als bisher 14. Dadurch würde sich das Niveau sukzessive steigern. Zudem müsste die öffentliche Hand mehr in Infrastruktur investieren und der Verband den Vereinen mehr Möglichkeiten geben, die Verwaltungsstruktur zu professionalisieren. Denn trotz des doppelten Europa-League-Einzugs hat F91 Düdelingen ein Problem: Flavio Becca will sein finanzielles Engagement im kommenden Jahr beenden. In Düdelingen sucht man händeringend nach einem neuen Geldgeber, aber das dürfte nicht leicht werden. „Wir können keinem Sponsor etwas bieten“, sagt Goergen. Die Zuschauerzahlen der BGL Ligue sind schwach und seit Jahren im Sinkflug, es gibt keine Sichtbarkeit, selten Fernsehübertragung und der Stellenwert, der luxemburgischen Fußballliga gilt als gering. „Das kann so nicht weiter gehen“, so Goergen.

Der KPMG-Berater organisiert dabei wie im vergangenen Jahr den Europa-League-Auftritt von Düdelingen. Er muss Flüge buchen, Pressekonferenzen organisieren, die Torlinientechnik installieren und ein gesamtes Protokoll abarbeiten. Kurz: sämtliche Vorgaben der UEFA erfüllen. Damit das klappt, muss sein Arbeitgeber mitmachen und Flexibilität bei den Arbeitsstunden zeigen. Im vergangenen Jahr erhielt er so viel Urlaub, wie er benötigte, in diesem Jahr zahlt Becca eine Abfindung an KPMG. „Das ist auf Dauer nicht zu stemmen“, so Goergen. „Andere Vereine stellen 50 Funktionäre ein, um meinen Job zu erfüllen.“ Auch hier fühlt Goergen sich in seiner Überforderung vom Verband im Stich gelassen: „Ich habe nahezu keine Unterstützung erhalten.“ Das sei schade, denn letztlich sei die abenteuerliche Geschichte von Düdelingen in Europa auch eine Visitenkarte für Luxemburg. „Wir machen Nation Branding“, so Goergen.

Dabei ist die Europa League ein lukratives Geschäft: Rund 500 000 Euro erhält der Luxemburger Meister, um an den Qualifikationsspielen teilzunehmen, beim Einzug in die Gruppenphase kommen rund 2,5 Millionen Euro hinzu. Und pro Punkt in der Gruppenphase sind es noch weitere hunderttausend Euro. „Wir versuchen, so viel Geld zur Seite zu legen wie möglich“, sagt Goergen. Aber dennoch müsste sich langfristig etwas ändern. Sonst müsste Düdelingen vollkommen neue Wege einschlagen und notfalls darüber nachdenken im Ausland mitzuspielen. Eine internationale Strategie hat mittlerweile auch Unternehmer Flavio Becca im Sinn: Er hat sein Engagement nach Vinton und Kaiserslautern verlagert und nutzt die Luxemburger Vereine Hesperingen und Düdelingen nur noch als Ausbildungsstätte für den Absprung in ausländische Profiligen. Allein 71 Spieler hat er in diesem Sommer transferiert.

Reinhold Breu, der Direktor der Fußballschule in Monnerich, hält die Professionalisierungspläne von Düdelingen für „Gehabe“, ist aber vom Engagement von Flavio Becca durchaus angetan. Das müsse man anerkennen. Und letztlich hätten alle das gleiche Ziel: guter Fußball in Luxemburg.



Leitartikel

Leicht nachtragend

Romain Hilgert

Am Mittwochvormittag konnten interessierte Zuschauer im Live-Streaming aus dem Differdinger Rathaus möglicherweise das Ende einer landespolitischen Laufbahn verfolgen. Der grüne Bürgermeister und Abgeordnete Roberto Traversini versuchte während der Gemeinderatssitzung zu erklären, wieso er sein Grundstück im Bebauungsplan unauffällig vom Garten- zum Wohngebiet umklassieren ließ, wieso er an seinem Gartenhaus in einem Naturschutzgebiet Umbauarbeiten ohne Genehmigung des Umweltamtes beginnen ließ und wieso Arbeiter der kommunalen Beschäftigungsinitiative, deren Präsident er ist, solche Arbeiten durchführten.

Für einen Baugenehmigungen erteilenden Bürgermeister und einen grünen Naturschützer sind solche Vorgänge denkbar schwer zu erklären. Außer durch die unein-gestehbare Hoffnung, nicht erwischt zu werden. Und ein Teil der Differdinger Oppo-sition verspricht, noch längst nicht all ihre Munition verschossen zu haben.

Für den Erwischten kommt der Vorgang nun umso ungelegener, als die Regierung vor einer Regierungsumbildung steht, um nach einer respektvollen Frist den schwer-kranken Minister Felix Braz zu ersetzen. Als Nächstgewählter im Südbezirk hatte

Roberto Traversini gute Aussichten, beispielsweise das Wohnungsbauministerium von Sam Tanson zu übernehmen, da die Rechtsanwältin neben der Kultur nun auch für die Justiz zuständig ist.

Doch seit sich CSV-Politiker wie Laurent Mosar und Gilles Roth mit den internen Strafregistern der Polizei in Oppositionspolitik versuchen, dürfte Xavier Bettels ger-ne darauf verzichten, der CSV für Monate eine neue Angriffsfläche zu bieten, in-dem er einen von vornherein nicht über alle Zweifel erhabenen Politiker in seine Regierung aufnimmt. Auch die grüne Partei, deren Ansehen ausreichend durch die Datenschutzaffäre gelitten hat, wird lieber auf einen Minister verzichten, der nicht den moralischen Ansprüchen gerecht wird, die sie allzu gerne an andere stellt. Ihre Fraktionssprecherin im Parlament, Josée Lorsché, hatte sich schon vor einer Woche bei *Radio 100,7* gehütet, Roberto Traversini in Schutz zu nehmen, sich aber als grüne Drittgewählte im Südbezirk bereit erklärt, Ministerin zu werden.

Der Aufstand gegen den Bürgermeister hat selbstverständlich auch mit der bewegten, wiederholt von Aufstieg, Fall und Verrat geprägten Differdinger Kommunalpolitik

zu tun, dem Untergang der einst dominierenden LSAP, dem verblichenen Glanz des liberalen Familienunternehmens Meisch, der politischen Wendigkeit der Grünen. Trotzdem fällt auf, dass der Wortführer der Traversini-Kritiker in Differdingen der Bruder von DP-Minister Claude Meisch ist, der in der Hauptstadt zur Regierungsso-lidarität mit den Grünen verpflichtet ist. Wie auch auffiel, dass der DP-Abgeordnete Eugène Berger am Montag einen Sonderausschuss vorschlug, um den von grünen Ministern verantworteten Datenschutz bei der Polizei zu untersuchen.

Vielleicht können die Liberalen den Grünen bis heute nicht verzeihen, dass sie die zweite Amtszeit ihres Premiers Xavier Bettel einzig dem Wahlsieg der Grünen vor einem Jahr verdanken. Umso mehr als die Grünen immer wieder versucht sind, DP und LSAP an den Wahlausgang zu erinnern, und bei jeder fälligen Postenvergabe eine ihrer Mandatszahl entsprechende, zusätzliche Honorierung für angemessen hal-ten. Nachdem die DP sie bereits im hauptstädtischen Schöffenrat ausgebootet hatte, scheinen sich die blauen Liberalen als gute Verlierer keine Gelegenheit mehr ent-gehen zu lassen, um die grünen Liberalen als schlechte Gewinner auf ein politisch handlicheres Maß zurückstutzen.

Der modische Trost für die Unbill des Lebens ist die App. Deshalb stellten der grüne Mobilitätsminister François Bausch und der Verkäiersverband am Mittwoch den in Bettemburg gestrandeten Grenzpendlern und den zwischen hauptstädtischen Baustellen eingeklemmten Autofahrern den „europaweit revolutionären Reiseplaner“ *mobilité.lu* vor. Er unterrichtet in Echtzeit über die Verkehrslage, die Verbindungen und Verspätungen von Bus, Tram und Bahn, zeigt den kürzesten Weg für Fußgänger und die nächsten *Park-and-ride*-Parkplätze, Leihfahrräder und Ladestationen für Elektrofahrzeuge an. rh.

Michel Brumat/Verkäiersverband



blog

- Personalie
- Personalien
- Politik
- Justiz
- Politik
- Verständigung

Pierre Gramegna,



Finanzminister (DP), ließ sich nicht von den Boykottaufrufen, Embargos, Strafzöllen und sonstigen *Twitter*-Drohungen der US-Regierung gegen die Volksrepublik China und von Sympathien für die liberalen Manifestanten in Hongkong beeindrucken. Er warb diese Woche zusammen mit einem Hundert Vertretern der Finanzbranche in Peking, Shanghai und Shengzhen für eine „Stärkung der wirtschaftlichen und finanziellen Beziehungen zwischen dem Großherzogtum und China“ und sprach sich gegen „Protektionismus und Nationalismus“ aus. Luxemburger Banken sollen sich an der Finanzierung „nachhaltiger und grenzüberschreiten-der Infrastrukturen in Asien und Europa“ beteiligen, wie sie China zum Leidwesen der Konkurrenz unter anderem als „neue Seidenstraße“ vorantreibt (Foto MFIN: Finanzminister Pierre Gramegna und Vize-Finanzministerin Jiayi Zou). rh.

Franz Fayot,

LSAP-Präsident, hegt einen bösen Verdacht: Schülerinnen und Schüler, die am heutigen Freitag am internationalen Schulstreik für das Klima teilnehmen, werden laut Beschluss von Erziehungsminister Claude Meisch (DP) in ihrer Klasse als unentschuldigte Abwesende eingetragen. Dagegen gewährt der Minister auf Antrag der Eltern allen Pfadfindern am Nachmittag des 4. Oktober eine Dispens vom Unterricht, um der Feierlichkeit beizuwohnen, während der Erbgroßherzog Guillaume in den Fußstapfen seines kürzlich verstorbenen Großvaters Jean zum Chef-Scout der Nation erklärt werden soll. In einer parlamentarischen Dringlichkeitsanfrage will Franz Fayot nun vom Minister wissen, ob er nicht zweierlei Maß anwendet. rh.

Philippe Majerus,

Flügeladjutant von Großherzogin Maria Teresa, wurde neuer Direktor der 1981 gegründeten Fondation du Grand-Duc et de la Grande-Duchesse. Der Oberstleutnant der Armee ist der Nachfolger des erst vor einem Jahr ernannten Stiftungsdirektors Mike van Kauenbergh, der seinerseits die Nachfolge von Guy Schmit antrat, der wiederum 2013 den 2010 ernannten Roger Nilles ersetzte. rh.

Meinungsaustausch

Die CSV hatte während der vergangenen Legislaturperiode die Verabschiedung der großen Verfassungsrevision verhindert, angeblich damit sie nicht vom Wahlkampf belastet wurde. Unmittelbar vor dem Sommerurlaub hatte die CSV im Juli dieses Jahres angekündigt, auch während der laufenden Legislaturperiode nicht zur für die Verabschiedung vorgeschriebenen Zweidrittelmehrheit im Parlament beizutragen. Der parlamentarische Ausschuss der Institutionen und Verfassungsrevision trifft sich am nächsten Dienstag zum ersten Mal nach dieser für manche überraschenden Ankündigung zu einem „échange de vues sur la continuation des travaux“. rh.

Sanfte Mobilität

Damit die Steuerreform von 2017 auch ein wenig den Stempel der grünen Partei trägt, war ein Steuerabzug von 300 Euro und Anfang dieses Jahres eine Prämie in gleicher Höhe für den Kauf eines neuen Fahrrads eingeführt worden. Auf eine parlamentarische Anfrage des LSAP-Abgeordneten Mars Di Bartolomeo rechnete Finanzminister Pierre Gramegna (DP) nun vor, dass 2017 der Steuerabzug 3 769 Mal und 2018 noch 1 878 Mal gewährt wurde. Bis Ende August wurde die neue Prämie 2 509 Mal ausbezahlt. rh.

Polizei verstößt gegen Datenschutz

Der *Fichier central* der Polizei hat zwar mit dem Datenschutzgesetz vom August 2018 eine Rechtsbasis, erfüllt aber zentrale Vorgaben zum Datenschutz nicht, so das Fazit der nationalen Datenschutzkommission CNPD, die den *Fichier* im Auftrag des Polizeiministers überprüft hat. Schon in ihrem Gutachten zum Gesetzentwurf von 2017 hatte die CNPD ein Spezialgesetz für die Datenbank gefordert – eine Forderung, die sie erneuert –, das Zweck, Speicher- und Löschrufen sowie den Zugang präzise regelt; Parlament und Regierung sahen davon jedoch ab. Regelungsbedarf in Sachen Datenschutz gibt es: Vergehen und Delikte werden zehn Jahre gespeichert, obwohl Delikte nach fünf Jahren als verjährt gelten. Auch sind unterschiedlos alle Personen, ob Verdächtige oder Zeugen, erfasst, eine Unterscheidung verurteilter Straftäter und freigesprochener Personen ist nicht ohne Weiteres möglich. Auch der Zugang ist bedenklich weit gefasst: 2 000 Polizeibeamte können den *Fichier* einsehen, zu viele, sagt die CNPD. Polizisten rufen in der Zentrale an, um eine Person zu überprüfen – doch ihre Anfragen können nicht zurückverfolgt werden, so dass unklar bleibt, ob alle Anfragen immer rechtens waren. Und das sind nur die groben Fahrlässigkeiten im *Fichier central*. Laut CSV existieren bei der Polizei mindestens drei weitere Datenbanken, ein Inventar aller ihrer Datenbanken hat die Polizei nicht, obwohl das Gesetz dies vorschreibt. Wasser auf die Mühlen der Opposition, die bei der ersten Sitzung des Parlamentsausschusses für Innere Sicherheit diese Woche eine komplette Liste aller Datenbanken verlangt und ein Ende der Salamtaktik gefordert hat. ik

Il est un petit pays...



Après la risée générale que la première édition de dix fiches sur le Grand-Duché de Luxembourg avait provoquée sur les réseaux sociaux et dans la presse – les proportions d'étrangers étaient symbolisées par des spécialités culinaires et le Mudam par un *Balloon Dog* de Jeff Koons, qui dépasse largement ses moyens budgétaires (voir *d'Land* du 12/07/19) – le Service information et presse du gouvernement a mis toute l'édition au pilon. Une deuxième édition revue et corrigée vient d'être mise en ligne en quatre langues sur *gouvernement.lu* ; il n'y en aura pas de version imprimée. Si quelques erreurs grossières ont été corrigées – le Mudam est désormais symbolisée par une image d'une œuvre de Su-Mei Tse, le Findel avec un panneau d'avions partant à l'heure vers des destinations européennes et le graphique pour la composition de la population par nationalités est une tarte à la crème uniforme (photo), l'idéologie de l'agence Graphisterie Générale reste pourtant la même : voulant faire « sympa », elle a recours aux pires clichés, proches de la crétinisation, château de sable, figurines Playmobil et Coccinelle VW (alors que les gens roulent en 4X4). jh

Keine Rücksicht

Der Verbraucherschutzverein ULC protestiert gegen die Absicht der Post, Ende des Monats ihre Zweigstelle in Bonneweg zu schließen. Durch diese Rationalisierungsmaßnahme, die keine Rücksicht auf die Bedürfnisse der Kunden nehme, verliere „ein Wohngebiet mit 15 000 Einwohnern“ sein Postbüro, und „die Eröffnung eines ‚Point Post‘ im Bonneweger Cactus-Markt ist kein vollwertiger Ersatz“. Die Schließung erfolge nach der Schließung der Postbüros in Batringen, Clerf, Hosingen und im Centre hospitalier, wobei insbesondere „die ältere Generation, die nicht immer vernetzt und digitalisiert ist“, benachteiligt werde. rh.

Dikrich TV

Die ehemalige RTL-Moderatorin, Tochter des ehemaligen Gesundheitsministers Johnny Lahure und glücklose LSAP-Kandidatin bei den vergangenen Kammerwahlen, Sandy Lahure, macht wieder Fernsehen: Ab nächstem Montag moderiert sie einmal im Monat das Lokalprogramm *Dikrich TV*. Es wird über den Infokanal der Gemeinschaftsantennen und über Dok, den oppene Kanal verbreitet. rh.

Krawall im Ladenstübchen

Romain Hilgert

Seine Berater und Leibwächter mussten ihm mit ihren Akten und Handys beinahe im Laufschrift folgen, als der britische Premierminister, die Schultern eingezogen, die Haare zerzaust, vornübergebeugt durch ein Spalier von Journalisten ins Staatsministerium stürmte. Als habe er einen Anlauf genommen, um durch die Wand zu rennen, schien ihn nichts aufhalten zu können, schien er keine Zeit verlieren zu wollen, um das Vereinigte Königreich aus der babylonischen Gefangenschaft der Europäischen Union zu führen. Für die Buhrufe des halben Hunderts Demonstranten auf der Place Clairefontaine, die „Bollocks to Brexit“, „Bog off Boris“ und mit Unterhaussprecher John Bercow „Flying Flamingo“ skandierten, hatte er nur sein gewohnt müdes Lächeln übrig.

Boris Johnson war am Montag nach Luxemburg gekommen, um den sich vor einer Gallenblasenoperation erholenden EU-Kommissionspräsident Jean Claude Juncker zu treffen, der Ende nächsten Monats sein Amt aufgeben wird, am Tag, wenn Großbritannien die Europäische Union verlassen soll. Boris Johnson wollte noch einmal über das Grenzregime in der ehemaligen englischen Kolonie Irland verhandeln, die teils selbstständiges EU-Mitglied, teils britisch ist. Oder er wollte wenigstens seinen Wählern zu Hause vorführen, wie unnachgiebig die Europäische Union mit ihrem bisherigen Mitglied ist.

Der anschließende Abstecher beim Luxemburger Premier Xavier Bettel war eher ein Höflichkeitsbesuch, der Pressedienst der Regierung nannte es vage ein „bilaterales Treffen“. „Wir kamen nach Luxemburg, um Juncker zu sehen, nicht ihn“, zierte der nationalkonservative *Daily Mail* einen Mitarbeiter des britischen Regierungschefs.

Während die beiden Premierminister im Konferenzsaal des alten Außen- und neuen Staatsministeriums, des ehemaligen Klosterrefugiums Sankt Maximin, diskutierten, standen im Innenhof zwei Rednerpulte und zwei Landesfahnen, vor denen Dutzende Journalisten aus mehreren Ländern auf Podesten oder zwischen Hecken und Beeten auf die angekündigte Pressekonferenz warteten. Dass die Pressekonferenz nicht stattfinden könnte, war schon vor der Ankunft des Gastes klar. Denn vor dem Gitter zum Hof lärmten die mit Lautsprechern ausgerüsteten Demonstranten, die abwechselnd Sprechchöre und die Europahymne anstimmten oder Rockmusik vom

Band spielten. Die im Schutz der europäischen Freizügigkeit nach Luxemburg ausgewanderten und nun um ihre Arbeitsrechte, Sozialversicherung und Geschäftsinteressen bangenden Briten schienen nur darauf zu warten, die Pressekonferenz zu sabotieren und ihren als skrupellosen Demagogen bekannten Premier niederzubrüllen.

Deshalb hatten Mitglieder der britischen Delegation ihre luxemburgischen Kollegen gebeten, das Pressebriefing ins Innere zu verlegen, mussten sich aber erklären lassen, dass dies aus technischen Gründen leider nicht möglich sei. Kurzerhand beschlossen sie, die britischen Journalisten zu einer Erklärung ihres Premiers in die nahe gelegene Botschaft zu bestellen. Während die diskret informierten Berichterstatter ihr Aufnahmematerial über die Absperrungen hieften und sich zur britischen Botschaft aufmachten, baten die britischen Beamten ihre Gastgeber, das nun unnütz gewordene, für Boris Johnson im Hof aufgestellte Rednerpult und den *Union Jack* wegzuräumen. Doch auch das war aus technischen Gründen leider nicht möglich. Vielleicht hatte Xavier Bettel gesehen, wie Clint Eastwood 2012 mit dem leeren Stuhl Barack Obamas gestritten hatte; er richtete sich an das leere Rednerpult Boris Johnsons und führte ihn als Feigling vor, der die Flucht vor demokratischen luxemburger Gepflogenheiten wie dem Demonstrationsrecht ergriffen hatte.

Lange galt die britische Regierung als strategische Verbündete Luxemburgs in der Europäischen Union, wenn es hieß, im Interesse der City von London und deren angegliederten Steuer-oasen Isle of Man, Jersey, Guernsey, Bermudas, Anguilla, Jungfer-, Kaiman-, Turks- und Caicos-Inseln weitere Regulierungen der Finanzgeschäfte zu verhindern oder aufzuschieben. Und glaubt man dem Direktor der Finanzlobby *Luxembourg for Finance*, Nicolas Mackel, dann ist Luxemburg auch eine angegliederte Steueroase der City: „Le Luxembourg est devenu l’arrière-boutique de Londres“, erklärte er dem konservativen *Figaro* am 5. Juli 2016 das Geschäft mit den im Londoner Laden verwalteten und im luxemburger Ladenstübchen gelagerten Investitionsfonds.

Doch Xavier Bettel, der in der Tradition seines Vorbilds Lydie Polfer stets betonte, dass Verhandlungserfolge darin beständen, alle Konfliktparteien um einen Tisch zu versammeln, nutzte die Gelegenheit, um vor der internationalen Presse



Xavier Bettels Auftritt bestätigte, dass Premier Boris Johnson in der Europäischen Union als der böse Clown des Brexit zum Abschuss freigegeben ist

dem gerade verjagten Gast und dessen politischen Partei wie sonst auf DP-Kongressen Claude Wiseler und der CSV die Leviten zu lesen: „Dieser Brexit ist nicht meine Entscheidung, es ist die Entscheidung einer Partei, von David Cameron, sie haben das entschieden. Ich bedauere es zutiefst, aber geben Sie nicht uns die Schuld, wenn Sie nicht wissen, wie Sie aus dieser Lage herauskommen, in die Sie sich selbst gebracht haben!“ Denn er habe gerade in den Zeitungen gelesen, dass die Positionen der britischen Regierungsmehrheit „von ‚großem Fortschritt‘ über ‚Hulk‘ bis zu David Camerons Vorschlag eines zweiten Brexit[-Referendums]“ reichten.

Der Europäischen Union den Rücken kehren zu wollen, kann für den Premier kein chauvinistisch

Xavier Bettel nutzte die Gelegenheit, um vor der internationalen Presse dem gerade verjagten britischen Premier und dessen Partei wie sonst auf DP-Kongressen Claude Wiseler und der CSV die Leviten zu lesen

Einig schien sich Xavier Bettel mit Boris Johnson, dass eine Regierung alles und ein Parlament nichts ist. Denn „das Rückzugsabkommen war von der britischen Regierung gutgeheißen worden. Ich will daran erinnern, dass Theresa May das Rückzugsabkommen akzeptiert hat. Macht also nicht aus der Europäischen Union den Bösewicht, der die Entscheidungen nicht annehmen will, die das UK vorschlug! Sie nahmen es an, und es ist nicht ihre Verantwortung, dass sie zu Hause in London und im Unterhaus keine Mehrheit finden.“ Dass Boris Johnson drohen könnte, gegen die gesetzliche Pflicht zu einem geordneten Brexit zu verstoßen, könnte jedenfalls „in Luxemburg nicht geschehen“.

Noch am gleichen Tag sprach der konservative Abgeordnete Nigel Evans in London von einem „atemberaubenden Versuch, den britischen Premierminister zu demütigen. Ich bin zufrieden, dass Boris die Klugheit hatte, wegzugehen“. Für seinen Parlamentskollegen Daniel Kawczynski bekräftigte der Vorfall „die Notwendigkeit, so schnell wie möglich diese künstliche, arrogante Struktur“, die Europäische Union, zu verlassen. Auch der ehemalige CSV-Spitzenkandidat, Claude Wiseler, fand gegenüber *Radio 100,7* den „Auftritt des Premiers vor der Weltpresse nicht akzeptabel“, man dürfe „einen Verhandlungspartner nicht vorführen“. Nur CSV-Präsident Frank Engel lobte auf *Facebook* die „gute Leistung gestern von Staatsminister Xavier Bettel“. Er habe gezeigt, dass man sich nicht zu Geiseln der britischen Parteipolitik machen lassen dürfe. „XB hat gestern alles richtig gemacht.“

Als Xavier Bettel lautstark erklärte: „Man kann die Zukunft nicht zur Geisel parteipolitischer Spiele machen“, und später, völlig ungewohnt, die Tonaufzeichnung von seinem Presseamt verschicken ließ, drückte er nur das aus, was viele Regierungschefs in der Europäischen Union hinter vorgehaltener Hand sagen: Dass es nun höchste Zeit ist, dass die Briten gehen, koste, was es wolle. Sein Auftritt bestätigte, dass Boris Johnson in der Europäischen Union als der böse Clown des Brexit zum Abschuss freigegeben ist. Noch am gleichen Tag reiste Xavier Bettel im TGV nach Paris, wo er den für einen liberalen Komplizen gehaltenen Präsidenten Emmanuel Macron traf, der keine Gnade für das „Perfide Albion“ walten lassen will. Zu Hause ließ der Premier Leute zurück, die bisher immer LSAP-Außenminister Jean Asselborn vorwarfen, ihre Geschäftsinteressen zu verletzen, weil die luxemburger Diplomatie die Einsicht des Kleinkrämers widerspiegeln soll, dass man es mit niemandem verderben darf, der ein Kunde ist oder werden kann.



Das leere Podium wegzuräumen war leider nicht möglich



Sven Becker



Diese Woche hat die Schule wieder begonnen. Das Engagement der Eltern ist über die *Rentrée* hinaus gefragt

Eltern für den Erfolg

Ines Kurschat

Christian Müller ist so etwas wie der Vorzeigepapa für die neue Aufklärungskampagne des Bildungsministeriums: Der Journalist mit den dunklen Locken ist einer von geschätzten 750 Elternvertretern auf Grundschulebene im Land und schmückt die Broschüren und den Videoclip, mit dem das Ministerium Eltern über ihre Rechte und Pflichten informieren und neue Elternvertreter gewinnen will. Denn im Oktober sind Wahlen. Zunächst werden die Elternvertreter pro Schule gewählt. Im Februar 2020 folgen dann die Sprecher auf Landesebene.

Das heißt: Wenn sich welche finden. Denn oftmals ist es für die Schulen nicht einfach, motivierte Eltern für das Amt zu gewinnen. Viele Mütter und Väter fürchten den Arbeitsaufwand, die Aktivität ist ehrenamtlich, wird also nicht bezahlt, und es gibt auf der Ebene der Schule keinerlei Freistellungen für sie. Andere haben Sorge, ihr Engagement könnte sich auf ihr Kind negativ auswirken. „Viele Eltern ist nicht klar, was auf sie zukommt. Ich musste mir meine Informationen erst zusammen suchen“, erinnert sich Müller.

Als Journalist fiel ihm die Recherche leichter: Er klopfte beim Ministerium an, las Gesetzestexte und landete bei der Fapel. Der Verein ist die Dachorganisation der Elternvereine, die sich in den vergangenen Jahren gegründet haben. Lange Zeit war die Fapel die einzige Ansprechpartnerin für Eltern, die bei einem Konflikt mit einem Lehrer nicht weiter wussten, die Fragen zum Schulsystem hatten oder die ganz einfach andere Eltern zum Austausch suchten. Inzwischen wird die 1974 gegründete Fapel langsam aber stetig vom ehemaligen Pionier in Sachen Elternarbeit zur Randerscheinung. So sehr, dass sie auf *Land*-Nachfrage nicht einmal zu sagen wusste, wie die Wahlen im Oktober organisiert werden: „Wir haben bisher keine Informationen, wie das Ministerium das Partenerschaft-Gesetz umzusetzen gedenkt“. Es klingt eine gewisse Verbitterung aus den Worten heraus. Am Dienstag sprach der Verband in der Angelegenheit beim Minister Claude Meisch (DP) vor.

Die neue Form der Elternbeteiligung, die das Parlament im Sommer 2018 verabschiedete, ist demokratischer als die alte: Statt auf freiwillige Vereinsarbeit zu setzen, wählt künftig jede Elternschaft einer Schule ihre jeweiligen Fürsprecher. Sie wiederum wählen regionale (sektorielle) Vertretungen, aus denen die nationalen Vertreter gewählt werden. Dies sowohl in Grund- und Sekundarschulen als auch in den sonderpädagogischen Fördereinrichtungen, neuerdings Kompetenzzentren genannt. Der pyramidenhafte Aufbau soll sicherstellen, dass die Gewählten die Interessen aller Eltern im Blick haben. Sie sind die Kontaktstelle auf Landesebene für das Ministerium, sollen sich zu Gesetzesvorhaben, Lehrplänen, Bil-

Ein Video soll Eltern die Mitarbeit in der Schule schmackhaft machen. Dafür müssten sie mehr entscheiden können als nur übers nächste Schulfest

dungsberichten, kurz: zu allen schulpolitischen Belangen, die die Eltern angehen, äußern können. Die Sprecher sind im Obersten Bildungsrat vertreten, die Grundschulvertretungen zudem in der Schulkommision. Der Clou: Die Landessprecher werden acht Stunden im Jahr für ihr Engagement freigestellt. Die Kosten dafür übernimmt der Staat.

Ob sich so mehr Eltern für eine Mitarbeit gewinnen lassen, steht allerdings in den Sternen. Tatsächlich liest sich die bisherige Beteiligung auf dem Blatt besser, als sie es in Wirklichkeit oft ist. Für viele Mütter und Väter sind schulische Probleme des eigenen Kindes der Anstoß, sich zu engagieren. Eltern sind sich oft unsicher, wie sie ihre Kinder bei den Hausaufgaben unterstützen sollen und wünschen sich eine gezielte Beratung seitens der Schule. Studien belegen: In der Beteiligung der Eltern liegt großes Potenzial, um Schulleistungen der Kinder zu verbessern. Elternmitarbeit ist hier auf den Lernprozess des Kindes bezogen. Leider scheitert manche Schule schon daran, Müttern und Vätern pädagogisch wertvolle Tipps zu geben, wie sie die Hausaufgabenhilfe für alle konstruktiver gestalten können.

Andere Eltern fordern mehr Mitbestimmung. Die Fapel war viele Jahre lang die einzige Organisation, die Eltern, die sich in der Schule inhaltlich einbringen wollten, auf die anspruchsvolle Aufgabe über Weiterbildungen vorbereitet hatte. Denn sich aufstellen zu lassen und gewählt zu werden, heißt noch lange nicht, dass jede/r versteht, was mit dem Amt auf sie zukommt. Der Name sagt es: Es geht nicht darum, die Interessen des eigenen Kindes zu vertreten, sondern die aller Eltern. Das erfordert die Fähigkeit zuzuhören, Gemeinsamkeiten zu erkennen, zu abstrahieren, Konflikte zu lösen, Prioritäten zu setzen, aber auch Paroli zu bieten, wenn die eigene Position im schulischen Gefüge kein Gehör findet.

„Manche Eltern verstehen die demokratische Herausforderung nicht genügend“, sagt Marc Bodson. Der Leiter der Regionaldirektion Differdingen hatte vorm Sommer sämtliche Elternvertreter seines Bezirks zusammengerufen, um sich mit ihnen

über ihre Rolle, ihre Ambitionen und ihre Frustrationen auszutauschen. „Der Eindruck war sehr divers, denn die Elternschaft ist heterogen“, fasst der ehemalige Lehrer die Herausforderung zusammen. Sein Bezirk beteiligt sich an einem Projekt zur Eltern(mit)arbeit der Uni Luxemburg. Manche Mütter und Väter seien sehr gut informiert, kannten ihre Rechte gut und auch die Gesetze. Andere wussten nicht einmal, dass die Inspektorate abgeschafft und die Regionaldirektionen nun für die Aufsicht und Begleitung der 157 Grundschulen im Land zuständig sind. Die Regionaldirektionen organisieren gemeinsam mit den Schulen im Bezirk die Elternwahlen in den Regionen. Sie veranstalten Treffen mit den Schulkomitees und mit den Eltern – selbst wenn das nicht in allen Bezirken regelmäßig zu klappen scheint. Sie sind Vermittler und Ansprechperson, wenn es mal auf der Schulebene klemmt.

Und dort klemmt es erfahrungsgemäß öfters mal. Denn obwohl Minister Meisch seit Jahren verspricht, die Rolle der Eltern in Bildung und Erziehung zu stärken und Leitartikel gerade zur *Schul-Rentrée* gerne ans Verantwortungsbewusstsein von Eltern in der Erziehung appellieren, geht es eher langsam voran mit realen Beteiligungsmöglichkeiten für sie. Das liegt nur zum Teil an fehlenden Informationen. Das Ministerium hat jetzt eine Broschüre ausgearbeitet, die darüber aufklären soll, welche Ansprüche und Aufgaben die Eltern haben, was es mit dem Sprecheraamt auf sich hat.

Eine andere Hürde ist ungleich schwieriger abzubauen: Nicht jeder Lehrer, nicht jede Lehrerin freut sich über Input seitens der Eltern, sondern sieht das mit gemischten Gefühlen. Unterstützung beim Schulfest ja, aber Kommentare und Kritik von Eltern werden oft als Einmischung in den Schul- und Unterrichtsbetrieb empfunden. Auch die zunehmende kulturelle Vielfalt verunsichert Lehrer, so die Studie *Eltern als Bildungspartner: Wie Beteiligung in den Grundschulen gelingen kann* des Sachverständigenrats deutscher Stiftungen zu Integration und Migration. Viele Lehrer sehen die Demokratisierung schulischer Entscheidungsprozesse daher skeptisch; manch einer, das zeigen die Rückmeldungen, die die Fapel von ihren Mitgliedern bekommt, brems sie sogar aktiv aus.

Christian Müller kann ein Lied davon singen: „Als ich angefangen habe, tat der Präsident der

Schule alles, um es uns so schwer wie möglich zu machen.“ Dank einer jüngeren aufgeschlossenen Lehrergeneration und viel Beharrlichkeit gelang es den Eltern, nach 25 Jahren das erste Fest an der Schule zu organisieren. Den Entwicklungsplan (*plan de développement scolaire*), den jede Schule im Land erstellen muss, der pädagogische und organisatorische Entwicklungsziele festlegt und eine Beteiligung der Eltern vorsieht, bekam Müller kurz vor der Vorstellung in der Schulkommision der Gemeinde vorgelegt: „Wir sollten dann irgendwo unterschreiben, und das war's. Dabei hatten wir den nicht einmal gelesen.“ Seit der Lehrer in Rente ist und ein neuer Lehrer die Leitung übernommen habe, habe sich die Zusammenarbeit verbessert. „Es ist wichtig, dass das Schulkomitee und die Lehrerschaft grundsätzlich hinter der Elternmitarbeit steht, sonst wird es sehr schwierig“, so Müllers Erfahrung.

Das bestätigen internationale Studien. Wie stark Schulen Eltern einbeziehen, ist abhängig von der Leitung und der Lehrerschaft. Sind sie offen, steigen die Chancen, dass Mütter und Väter als gleichberechtigte Partner wahrgenommen, in Beratungen eingebunden werden und so eine echte Partnerschaft auf Augenhöhe entstehen kann. Manche tun sich damit leichter, Schulen wie Eis Schoul haben die Demokratie quasi in der DNA. Auch das deckt sich mit Studienergebnissen: Reformschulen haben oft einen demokratischen Vorsprung, weil sie ohnehin vor der Herausforderung stehen, die Eltern in den Reformprozess einzubinden und ihnen die Angst vor unbekannten Lernkonzepten zu nehmen. Will heißen: Um politische und öffentliche Unterstützung zu bekommen, binden diese Schulen Mütter und Väter von vornherein mehr ein.

Aber das bedeutet nicht, dass Eltern dort automatisch Zugang zu allen relevanten Informationen haben. Daten beispielsweise, die Aufschluss über die Performance einer Schule geben, werden hierzulande gehütet wie ein Staatsgeheimnis, egal ob in der Grundschule oder auf der Sekundarstufe. Dabei könnten die Ergebnisse der *Épreuves standardisées*, richtig aufbereitet und sachlich präsentiert, Aufschluss geben über Defizite auch auf struktureller Ebene. Lehrer und ihre Berufsvertretungen fürchten den Vergleich mit anderen Schulen (obwohl der Vergleich zum Landesdurchschnitt auch ohne

öffentliches *Ranking* ginge) und lassen sich deshalb ungern darauf ein.

Das Ministerium weiß um diese Vorbehalte und Hindernisse, die Eltern tagtäglich in der Schule erfahren. Vom *Land* auf der *Rentrée*-Pressekonzferenz zur Elternbeteiligung befragt, sagte Schulminister Meisch, er wünsche sich, Beteiligung sei mehr „als nur eine formale Abstimmung über den PDS“. Das Ministerium will Elternvertreter über Plattformen vernetzen, damit sie *Best practises* austauschen können. Auch Meischs Erster Regierungsrat, Lex Folscheid, räumte ein: „Wir sind noch nicht da, wo wir gerne wären.“

Sprachrohr für alle Eltern

Im Oktober werden neue Elternsprecher in den Schulen des Landes gewählt. Ein konkretes Datum ist nicht vorgesehen, damit die Schulen und Regionaldirektionen genügend Zeit haben, die Wahlen zu organisieren. Eine Broschüre, ein Videoclip und eine neue Webseite www.eltern.lu klären über das Verfahren sowie über die Rechte und Pflichten auf, die mit dem Amt einhergehen. Im Februar 2020 folgt dann die Wahl der nationalen Elternvertretung. Dort sitzen je vier gewählte Vertreter/innen der Grundschulen, sechs aus den Sekundarschulen und zwei Elternsprecher der Kinder mit spezifischen Bedürfnissen. Gewählt werden die Sprecher von regionalen Versammlungen, die sich ihrerseits aus den Elternsprechern der Schulen der Region zusammensetzen. Jede Grundschule hat zwei Stimmen. Bewerbungen sind bis spätestens drei Tage vor der Abstimmung bei der jeweiligen Regionaldirektion einzureichen, wahlberechtigte Eltern sind spätestens 15 Tage vor dem Wahltermin über die anstehende Abstimmung in Kenntnis zu setzen. In den Lyzeen werden die Elternsprecher von den Elternkomitees gewählt, wobei jede öffentliche Schule zwei und jede andere Schule einen Vertreter bestimmt. Sie bilden die sektorale Vertretung. Die Sprecher der Eltern mit Kindern in den Kompetenzzentren wählen ihrerseits auf der Ebene des Zentrums je zwei Vertreter. Aus deren Mitte werden die nationalen Elternvertreter gewählt. ik

Das Schulministerium will Eltern stärker an der Schule beteiligen. Im Februar 2020 werden die landesweiten Elternsprecher gewählt

Politique culturelle

Fournisseurs de proximité

Entretien : josée hansen

d’Land : *En juillet dernier, le Réseau luxembourgeois des centres culturels régionaux, dit « Réseau », une fé-dération de neuf maisons régionales, était une des sept fédérations professionnelles qui se sont vues attribuer une convention les liant au ministère de la Culture, à hauteur de 25 000 euros par an. Carl Adalsteinsson, vous en êtes le président : qu’est-ce que vous allez faire de cet argent ? Autrement dit : quelle est l’activité de cette association peu connue du grand public ?*

Carl Adalsteinsson (CA) : Dans le cadre de la mise en place du Plan de développement culturel [*Kul-turentwicklungsplang* ou *Kep*.], nous avons eu beau-coup d’échanges avec Jo Kox et le résultat en est le chapitre 15, « Culture en région ». Quand on regarde les ambitions de ce plan, il est évident que nous, les principales maisons concernées, devons nous posi-tionner et contribuer à ce processus. Via le président (que je suis actuellement, mais qui change réguliè-rement), nous avons désormais un visage vers l’exté-rieur et allons nous structurer et professionnaliser afin de pouvoir mieux communiquer ensemble, en interne et vers l’extérieur, et mieux échanger avec le ministère, qui est demandeur de cette collaboration.

le *Livre blanc* commandité jadis par Madame Henni-cot-Schoepges, qui voulait aller vers une plus grande décentralisation. Les centres culturels ont presque tous été décidés par les communes. Après, il y a la sacro-sainte autonomie communale et les affinités politiques qui font que nous sommes entretemps dans un paysage si divers...

CM : ...mais il serait temps d’en arriver à la mise en place de critères transparents, qui établissent clai-rement comment est attribué l’argent public. Il y a encore de nouveaux centres culturels régionaux qui viennent d’ouvrir ou vont l’être prochainement, comme Hesperange, Sanem ou Differdange, et d’autres communes qui projettent d’en construire, comme Pétange. Va-t-on atteindre un point de satu-ration à un moment donné ?

Ensuite, il faut aussi clarifier les rapports entre les communes et l’État. Il est prévu d’établir des conventions tripartites entre l’État, les communes et les centres culturels, ce qui serait une bonne chose¹. Mais alors il faut vraiment jouer cartes sur tables : la commune de Mersch paye beaucoup plus que l’État

infantilisant. En matière de décentralisation, la situa-tion luxembourgeoise n’a rien à voir avec celle de nos pays voisins, où elle est souvent due à une volonté politique venant de la capitale ou d’une région admi-nistrative. Le Kinneksbond à Mamer est à quinze ki-lomètres de la capitale, je ne vois pas comment notre public serait différent de celui du Grand Théâtre. Je nous vois plutôt comme des alternatives, qui contri-buent à une offre plus diversifiée, par les créations aussi bien que par les accueils. Côté créations, nous pouvons soutenir les artistes non seulement par le cofinancement, mais aussi en leur accordant des es-paces de liberté, où ils peuvent essayer des choses, et en leur donnant du temps sur nos scènes.

CM : Exactement. Et ce volet-là, ce soutien très concret que nous réalisons, devrait être soutenu da-vantage par l’État. J’ai modéré deux débats lors des *Assises culturelles*, donc j’ai entendu les artistes qui ont besoin de travail et de moyens.

Puis il ne faut pas oublier le travail essentiel que nous réalisons avec les enfants et le jeune public : pour ce volet-là, l’ancrage régional est essentiel, les parents

coup sur le réseautage international, afin de créer des liens avec des compagnies et des maisons inté-ressantes, comme à Metz – un travail qui, à terme, aidera aussi nos artistes à s’exporter.

CM : Il ne faut jamais sous-estimer le public, qui est prêt à être très mobile si une programmation l’inté-resse. En plus, nous faisons un travail éducatif non-négligeable, qui commence au lycée, où nous travail-lons par exemple avec les classes du préparatoire – un public qui ne verrait peut-être jamais de spectacle sans une telle offre élaborée avec le Script du minist-ère de l’Éducation nationale.

Malheureusement, nous discutons trop peu sou-vent de contenu, aussi entre nous, parce que tout le monde fonctionne à plein régime pour la gestion quotidienne. Mais depuis mon arrivée, j’ai fait des choix clairs, comme supprimer les spectacles de cabaret qui tournent dans les salles communales et les bistrots de tout le pays. Ils ont assez d’endroits, alors qu’il nous revient à nous, maisons publiques, de faire ce que d’autres ne font pas. Et je ne veux pas juste être un « sponsor » lorsque nous sommes

Intro

Croissance sauvage

Le chapitre 15 du *Kulturentwicklungsplang* est consacré à la « Culture en région » et promet d’« instaurer un nouveau mode de gouvernance des institutions culturelles régionales », d’« encourager et sensibiliser les communes ou les syndicats intercommunaux à élaborer un plan de développe-ment culturel » et de « signer des pactes culturels entre chaque commune et le ministère de la Culture ». C’est que, en vingt ans, ces « centres culturels régionaux » ont poussé comme des champignons à travers le pays, fruits de l’ambition culturelle des maires et de caisses bien remplies au tournant du siècle. De Marnach à Dudelange et de Wiltz à Niederanven, des architectes ont érigé ces monuments à la prospérité du pays, d’abord pensés comme de simples salles multifonctionnelles pour la fanfare et la chorale du coin, puis de plus en plus comme véritables lieux de création. L’un après l’autre, les maires sont ensuite venus frapper à la porte du ministère de la Culture, demandant d’abord une aide à la construction, puis – et c’est alors un engagement à long terme – à la production. Selon les sensibilités politiques des uns et des autres, les bonnes relations des décideurs locaux avec les administrations, peut-être aussi selon les ambitions des programmeurs, l’enveloppe accordée s’avéra alors plus ou moins importante.

La scène culturelle régionale a été très bottom up jusqu’à présent. Mais si le ministère doit payer, il voudrait y ajouter un peu de top down. Un entretien croisé

En amont d’une meilleure structuration du secteur, Jo Kox, désormais aux manettes du ministère de la Culture, a compilé les chiffres : le Kulturhaus Niederanven est le moins bien servi par le ministère, 93 500 euros cette année, contre 700 000 euros pour la Kulturfabrik à Esch-sur-Alzette. Mais les choses évoluent considérablement : en 2010, l’État dépen-sait 1,3 million d’euros de soutien à la culture en région, contre 3,2 millions cette année (c’est, en gros, le prix d’un long-métrage modeste). Mais les communes, elles, y mettent plus du double : six millions cette année. Et on ne parle ici que des neuf Centres culturels régionaux qui sont organisés dans une *fédération* appelée Réseau. D’autres attendent encore d’être considérés pour un conventionnement.

La scène culturelle régionale vient des communes et a connu une croissance sauvage très *bottom up* jusqu’à présent. Mais si le ministère doit payer, il voudrait y ajouter un peu de *top down*, imposer quelques critères pour un conventionnement, comme le professionnalisme de la gestion ou le soutien à la création nationale. Des questions se posent aussi sur la gouvernance : à l’exception du Opderschmelz à Dudelange, qui est un service communal, tous les CCR ont la personnalité juridique d’asbls : Est-ce encore un régime adapté ? Et si oui, qui peut en être membre et faut-il forcé-ment aussi un représentant du ministère ? Les directions ont trois patrons : leur président, le maire et le ministre – quid de l’indépendance de leur programmation ? Sont-ils leurs valets ?

Pour élucider toutes ces questions, le *Land* s’est entretenu cette semaine avec trois de ces direc-teurs : Carl Adalsteinsson (*1979) est depuis 2014 directeur du Centre des arts pluriels à Ettelbruck, qui fut un des premiers CCR, ouvert en 2000. Jérôme Konen (*1987) a repris la direction du Kinneksbond à Mamer en 2015, un véritable bijou architectural inauguré en 2010. Et Claude Mangen (*1963) vient de passer en début d’année de la *Radio 100,7* au Mierscher Kulturhaus, inauguré en 2004. Où l’on parle des limites des moyens logistiques, humains et financiers, mais aussi de la saturation du secteur ou de l’indépendance par rapport à la politique. josée hansen



Jérôme Konen (en haut à gauche), Carl Adalsteinsson et Claude Mangen (en haut à droite), lors de l’entretien au Mierscher Kulturhaus, ce mardi

Vous êtes neuf maisons très différentes, toujours des asbls (à l’exception du Operschmelz à Dudelange, qui est un service communal), mais avec des tailles, des his-toires ou des moyens humains, logistiques et financiers très disparates (voir ci-contre). Qu’est-ce qui vous unit et qu’est-ce qui vous différencie, structurellement ?

Jérôme Konen (JK) : Beaucoup de ce qui nous unit découle des critères d’adhésion pour devenir membre du réseau : il s’agit d’une part de maisons qui ont un fonctionnement et du personnel profes-sionnels, et de l’autre de centres culturels qui sont à la fois soutenus par leurs communes et par le mi-nistère de la Culture. En outre, nous avons tous des missions impliquant une programmation pluridis-ciplinaire pour le public régional.

Claude Mangen (CM) : Il faut ajouter à cela notre positionnement : nous sommes des centres cul-turels décentralisés. Donc nous nous positionnons par rapport à un centre, qui est Luxembourg-Ville, et nous avons plusieurs publics : communal, régional et national. Chacune des maisons s’adresse bien sûr au public national, mais doit aussi prendre en compte les spécificités de son territoire, dues no-tamment à sa situation géographique. À Mamer ou Dudelange, on attire aussi des francophones, alors qu’une programmation de théâtre francophone à Echternach ne ferait pas de sens.

CA : La proximité est primordiale à mes yeux. J’aime à nous définir comme « fournisseurs culturels de proximité ».

Dans le cadre de la réalisation du Kep, le ministère a fait faire un relevé des conditions de financement de chacun, que ce soit de la part de l’État ou de la part des communes, a constaté de grandes disparités et aimerait y remédier. Est-ce qu’une uniformisation ferait sens ?

CA : Les disparités actuelles ont des raisons histo-riques, mais ont aussi à voir avec les infrastructures et les équipements. On ne retrouve que le Cape Ettel-bruck et le Trifolion dans des textes officiels, comme

pour l’exploitation du Kulturhaus, sans parler de la construction et de la mise à disposition de person-nels. Si on parle uniformisation, il faut aussi parler de ces choses-là.

CA : En règle générale, les communes financent les centres culturels régionaux à hauteur de entre 57 pour cent et les deux tiers des budgets...

JK : ...ce qui implique la question des intérêts diver-gents des différents intervenants. Nous devons ré-pondre au ministère, à la commune et à nos conseils d’administrations, qui ont chacun d’autres attentes et nous octroient d’autres missions. Ainsi, notre conven-tion avec le ministère nous demande de soutenir la création nationale, mais la commune aura tendance à privilégier une programmation réunissant un large public, et, de ce fait, un taux de remplissage élevé.

CM : On nous demande toujours de soutenir la création nationale, mais nous n’en avons pas les moyens, ni financiers, ni, souvent, humains : nos équipes administratives sont toutes extrêmement motivées, mais aussi très réduites. Nous faisons le travail à trois, quatre ou sept personnes, de la pro-grammation à l’accueil du public, s’il le faut. Les in-frastructures ont souvent été conçues sans connais-sance des besoins réels, que ce soit pour les bureaux trop exigus ou l’absence de véritables loges dans l’espace arrière-scène... Je crois pouvoir dire qu’il y a des adaptations à faire partout.

CA : On en revient alors à la question de la satura-tion. Souvent, les communes commencent par vou-loir construire une salle de répétitions et de repré-sentations pour les clubs locaux, et à l’arrivée, ils construisent une « petite Philharmonie » – sans les moyens de production qui vont avec.

Quelle est la différence entre une offre culturelle « na-tionale » et une offre « régionale » ?

JK : Personnellement, je n’aime pas ce terme de « culture régionale », parce que je trouve ce terme

« Souvent, les communes commencent par vouloir construire une salle pour les clubs locaux, et à l’arrivée, ils construisent une ‘petite Philharmonie’ – sans les moyens de production qui vont avec. » Carl Adalsteinsson

préfèrent souvent la proximité. Et nous travaillons très bien ensemble, par exemple pour le programme *Caku*, proposé par le Kulturhaus et le Cape.

Parlons programmation alors : vous avez tous les trois de belles salles de quelque 400 places et offrez des spectacles qui reflètent vos personnalités et vos com-pétences. Beaucoup de musique à Ettelbruck, beau-coup de danse à Mamer et prioritairement du théâtre à Mersch. Vous produisez tous les trois des créations originales, que vous coproduisez parfois entre vous, parfois avec une maison dans la capitale ou à l’étran-ger. Vous avez, dirait-on, beaucoup de liberté dans le domaine artistique ?

CA : C’est une évidence que chaque directeur a sa touche personnelle, qu’il donnera aussi à sa maison. Mais je programme aussi pour mes publics spéci-fiques. Si j’étais à Luxembourg-ville, avec un public plus international, je ferais probablement des choix plus radicaux. À Ettelbruck, je connais mon public, je sais jusqu’où je peux aller et quel genre de spec-tacle ne trouvera pas son public. J’essaie donc de garder un équilibre entre une offre populaire et une prise de risque artistique.

JK : Je crois qu’on peut aussi sensibiliser un public à la nouveauté. Quand j’ai commencé à Mamer, il y avait très peu de danse, et les chorégraphies n’atti-raient qu’une trentaine de spectateurs. Aujourd’hui, nous sommes passés à 200 voire 250 personnes, et le public se réjouit de découvrir régulièrement une nouvelle création de Rébyn Orlin. Je mise beau-

coproducteurs, mais être consulté en amont sur les décisions artistiques.

Vous avez plusieurs niveaux de responsables au-dessus de vous : le ou la ministre, le ou la bourgmestre, le ou la président/e de l’asbl qui vous chapeaute. Est-ce que cela complique les choses ? Est-ce qu’il y a immixtion ?

CA : Pas du tout ! J’ai la confiance de mon conseil d’administration et des responsables politiques et je suis à leur écoute. Il y a certes des paramètres poli-tiques à prendre en considération, mais je défends ma liberté de programmation bec et ongles.

CM : Pas chez nous non-plus. En tant que princi-pal financier, la commune a un certain nombre d’attentes, par exemple la mise à disposition de la salle pour quelques soirées par saison – et puis c’est tout. Je suis membre de la commission culturelle de Mersch, et lorsqu’elle veut organiser quelque chose, on trouve toujours une solution qui satisfasse les deux côtés. Mais je ne veux pas que quelqu’un d’autre programme chez nous.

JK : Pas de pression politique à Mamer non-plus. Nous collaborons aussi avec la commission culturelle du village et affichons ces éléments de programme comme tels dans notre brochure annuelle.

¹ Une première réunion de concertation entre le ministère, les communes concernées, ainsi que les présidences des asbls et les directeurs des centres est prévue le 5 novembre.

Türkei

Alte neue Gesichter

Cem Sey, Berlin

Es kommt Bewegung in die politische Landschaft der Türkei. Neu gegründete Parteien und ein wachsendes Selbstbewusstsein der Opposition bringen Unordnung in die Reihen des Ein-Mann-Regimes des Staatspräsidenten Recep Tayyip Erdogan. Dabei sind die neuen Akteure gar nicht so neu. Es sind vor allem konservative Politiker, die die Seiten wechseln und damit das Bild der AKP, der regierenden Partei der Gerechtigkeit und Entwicklung, zerzausen.

Da ist allen voran der ehemalige Ministerpräsident Ahmet Davutoglu. Seit über einem Jahr ist es ein offenes Geheimnis, dass der ehemalige außenpolitische Berater Erdogans seine eigene Partei gründen will. Nun wird es konkret. Nachdem Erdogans AKP Davutoglus Unterstützer aus der Partei ausgeschlossen hat und die Forderung auch nach Davutoglus Rausschmiss immer lauter wurde, kam er seinen Gegnern zuvor und verließ die AKP. Türkische Medien spekulieren nun, Davutoglu werde innerhalb weniger Monaten die Gründung seiner neuen Partei bekanntgeben.

Ein solcher Bruch geht nicht kampfflos vonstatten. Erdogan und Davutoglu hatten sich heftige Wortgefechte geliefert. „Verräter“ hatte Erdogan ihn genannt. Der von Kritikern für die katastrophale Syrien-Politik Ankaras sowie die Gewaltwelle in den kurdischen Gebieten des Landes während seiner Amtszeit verantwortlich gemachte Davutoglu, schlug zurück. Er habe dies nicht allein bestimmt und meinte damit Erdogan. Davutoglu drohte damit, die Interna der damaligen Regierung öffentlich zu machen. „Wenn das Kapitel über den Anti-Terror-Kampf aufgemacht wird, können sich viele Menschen nicht mehr in der Öffentlichkeit blicken lassen“, unkte er vor zwei Wochen. Erdogan und seine Untertanen verstanden dies als offene Drohung und wurden noch wütender.

Auch Davutoglus ehemaliger Wirtschaftsminister Ali Babacan bringt sich in Stellung. Er organisiert gerade ebenfalls eine neue Partei. Dabei weiß er die schützende Hand des ehemaligen Staatspräsidenten und AKP-Gründers Abdullah Gül über seinem Haupt. Babacan wird als Wirtschaftsexperte im In- und Ausland durchaus geschätzt. Doch die folgenreichen Fehlentscheidungen, die zur aktuellen Wirtschaftskrise des Landes erheblich beitragen, gehen auf sein Konto. Dennoch könnte er die Unterstützung des liberalen Flügels der AKP erhalten, denn diesem stößt Erdogans autoritärer Stil immer öfter auf.

Aktuelle Umfragen lassen vermuten, dass diese möglichen neuen Parteien – wenn sie tatsächlich gegründet werden – ein Wählerpotenzial von zwei bis zehn Prozent haben würden und natürlich die AKP so nicht überbieten könnten. Sie könnten allerdings zu ihrer empfindlichen Schwächung beitragen in einer politischen Landschaft, die in Bewegung gerät.

Die Parteien der AKP-Abtrünnigen, sollten sie wirklich gegründet werden, könnten zur empfindlichen Schwächung von Erdogans AKP beitragen



EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker (links) neben Ahmet Davutoglu im März 2016

Nicht nur Konservative machen gegen Erdogan mobil. Auch die selbsternannte sozialdemokratische republikanische Volkspartei (CHP) wacht auf. Seitdem ihr Kandidat in Istanbul, in der größten Metropole des Landes, die Bürgermeisterwahl entgegen aller Manipulationen der AKP gewonnen hat, keimt neuer Mut. Während der neue Bürgermeister Istanbul, Ekrem Imamoglu, nun entschlossen die Finanzquellen der AKP trockenlegt, versuchen er und andere junge CHP-Politiker die lange vernachlässigten Beziehungen zu den Kurden wiederzubeleben. Sie wissen: Ohne kurdische Unterstützung kann die CHP niemals die konservative Mehrheit der Türken überwinden.

Ob der Schulterschluss klappen wird, ist unklar. Das Erdogan-Regime machte in den vergangenen Jahren vor allem die links-kurdische Demokratische Partei der Völker (HDP) zur Zielscheibe. HPDs ehemaliger Ko-Vorsitzende Selahattin Demirtas sitzt seit über zwei Jahren im Hochsicherheitstrakt des Gefängnisses in Edirne, im Westen des Landes. Erdogan ignoriert bislang das Urteil des Europäischen Menschenrechtsgerichts-

hofes, welches Demirtas' Haft ungesetzlich nennt. Vor zwei Wochen hob nun auch ein türkisches Gericht das Hafturteil auf, womit die Wahrscheinlichkeit, dass Demirtas bald frei kommt, steigt. Mit Demirtas käme ein Akteur zurück, der gefährlich werden kann für Erdogan. Denn er ist der einzige Oppositionspolitiker, dem es gelingt auch die Wählerschichten anzusprechen, die bisher Erdogan unterstützen.

Das Regieren, so viel wird deutlich, wird schwieriger für Erdogan. Doch ein Ende seiner Macht ist dennoch nicht in Sicht. In den nächsten vier Jahren muss er sich nicht zur Wahl stellen. Vor mehr als drei Jahren hat er zudem die Pfeiler seiner Macht passend umgebaut. Unterstützung hat er nicht allein von seiner Partei, sondern auch von der faschistischen Partei der Nationalen Bewegung (MHP). Aber diese für Erdogan günstige politische Konstellation hat auch eine Kehrseite. Die Faschisten der MHP gewinnen täglich an Einfluss, infiltrieren den Staat und sorgen dafür, dass die Politik Erdogans weiter die Opposition unter enormem Druck hält.

Roumanie

« Projekt Maramures »

Mirel Bran, Bucurest

Viseu de Sus, petit bourg situé au nord de la Roumanie dans le Maramures, est réputé pour ses paysages paradisiaques, une civilisation paysanne authentique et un mode de vie lié au cycle des saisons que l'on ne retrouve pas ailleurs en Europe. « C'est ici que bat le cœur de notre projet », pouvait-on lire sur le site de « Projekt Maramures », un projet d'insertion de mineurs délinquants allemands mené en Roumanie depuis 2002. Les créateurs du projet promettaient un traitement respectueux des enfants allemands. Toxicomanes, suicidaires ou délinquants en rupture familiale âgés de 12 à 18 ans ont été accueillis à Viseu

Enfants allemands esclaves en Roumanie

de Sus pour être réinsérés dans la société grâce à un programme fondé sur le travail, l'éducation et un encadrement psychologique.

Mais depuis le 27 août le site de « Projekt Maramures » est fermé. Une équipe de procureurs s'est rendue sur

les lieux et a découvert une réalité bien différente des promesses affichées sur le site du projet. « Des enfants humiliés comme des esclaves, soumis à des méthodes barbares et à des traitement dégradants », peut-on lire dans le communiqué du Parquet roumain. D'après les témoignages des mineurs allemands, Viseu de Sus n'était pas le petit coin de paradis promis par « Projekt Maramures », mais plutôt un goulag pour enfants. « Esclavage, traitements humiliants et dégradants et violences graves... », c'est ainsi que le communiqué des procureurs décrit la réalité cachée derrière le projet idyllique « Projekt Maramures ».

L'aventure a commencé en 2002 lorsqu'un ancien assistant social allemand, Bert Schumann, est venu en Roumanie avec son épouse Babett afin de mettre en place un projet à dimension sociale. Les enfants délinquants, dépendants de drogues ou d'alcool, qui avaient fait l'objet d'enquêtes pénales en Allemagne avaient le choix entre un centre de détention pour mineurs dans leur pays ou le programme de réinsertion sociale grâce au travail dans la Roumanie profonde. Des centaines d'enfants délinquants avaient choisi la deuxième solution et s'étaient retrouvés à Viseu de Sus. Pour chaque enfant inscrit dans ce programme de réinsertion l'État allemand versait au « Projekt Maramures » de 4 000 à 6 000 euros par mois.

Cependant une partie des enfants étaient dirigée vers des familles de paysans de la région de Maramures où ils devaient participer aux travaux de la ferme. Chaque foyer de fermiers recevait environ 600 euros par mois pour accueillir un enfant. Un montant bien supérieur au salaire minimum en milieu urbain qui était de 500 euros. Lors des perquisitions qui ont eu lieu le 27 août au domicile de Bert Schumann, les procureurs ont découvert 137 450 euros en liquide dont le directeur du « Projekt Maramures » n'avait pu justifier la source. Cinq individus, dont Bert Schumann, ont été placés en détention provisoire pour une durée de trente jours, accusés d'avoir créé un groupe criminel coupable de trafic et de séquestration de personnes. Trois autres individus, dont l'épouse du directeur, Babett Schumann, ont été placés sous contrôle judiciaire. Quatre des 21 enfants accueillis dans le « Projekt Maramures » qui s'étaient plaints de

traitements abusifs ont été pris en charge par le centre local de la protection de l'enfance.

L'affaire « Projekt Maramures » a choqué l'opinion publique et semé le trouble en Roumanie. « Nous n'en revenons pas a déclaré Vasile Coman, le maire de Viseu de Sus. Je ne crois pas que l'État allemand confie des enfants à une association qui fait du trafic de personnes. J'ai vu passer beaucoup d'enfants inscrits dans ce projet, mais ils étaient bien encadrés par des professeurs et des psychologues. En principe les enfants restaient dans ce centre jusqu'à 18 ans puis repartaient en Allemagne. Une partie d'entre eux avaient appris le roumain et ne voulaient plus repartir car ils s'étaient habitués à vivre en Roumanie. Je ne comprends pas ce qui s'est passé. »

La direction de la protection de l'enfance du Maramures décline elle aussi son implication dans le projet allemand. « Ce centre était surveillé par les autorités allemandes car ces enfants étaient envoyés en Roumanie sur la base de décisions prises par les instances juridiques allemandes, affirme Adrian Mandru, directeur du Centre pour la protection de l'enfance du Maramures. Ce projet est géré par une association privée et nous ne sommes pas habilités à contrôler ce type d'établissement. » Quant au ministère des Affaires étrangères allemand, on assure que l'ambassade d'Allemagne à Bucarest et le consulat allemand de Timisoara, situé à l'ouest du pays, suivent de près cette affaire et offrent leur soutien administratif en cas de besoin. Derrière les bonnes intentions affichées par le « Projekt Maramures » cette collaboration allemande et roumaine risque de s'inscrire dans la mémoire publique comme une affaire d'esclavage moderne au sein de l'Europe.

Plus de hauteur

Découvrez le Lëtzebuurger Land en vous abonnant gratuitement durant un mois.

land@land.lu
www.land.lu
téléphone 485757-1

.....

320

ticker

.....

Reinesch and friends



Full house mardi soir au Centre de conférence européen du Kirchberg où la Banque centrale du Luxembourg et son directeur général Gaston Reinesch avait convié la notabilité locale à une conférence, inédite, sur le futur du système monétaire international. L'événement, coorganisé (c'est en tout cas écrit sur la plaquette) par la Toulouse School of Economics (TSE) que préside le Prix Nobel d'Économie 2014 Jean Tirole, a permis au gouverneur de la Banque centrale d'afficher ses accointances avec le monde académique et la gouvernance économique internationale de très haut rang. Ont participé à l'événement (de gauche à droite sur la photo, crédit : BCL) : Claudio Borio, directeur du département économique et monétaire de la Banque des règlements internationaux (BIS) à Bâle, Jean Tirole, président de la TSE, professeur au MIT (Massachusetts Institute of Technology) et à l'École des hautes études en sciences sociales (Paris), Gita Gopinath, cheffe économiste du Fonds monétaire international (Washington), Gaston Reinesch (membre du conseil des gouverneurs de la Banque centrale européenne), Maurice Obstfeld, ancien président du département d'économie de Berkeley et membre du Council of Economic Advisers de Barack Obama, Hélène Rey, professeure à la London School of Economics après avoir exercé à Princeton, Philip R. Lane, chef économiste de la BCE et Benoît Cœuré, membre du directoire de la BCE.

Ce casting à la Ocean's eleven ou Pavarotti and friends a donné lieu à des étalages académiques d'un haut degré de technicité sans grande prise de risque toutefois sur le futur des échanges monétaires internationaux. L'on retiendra comme l'a fait le *Tageblatt* de ce jeudi dans un article intitulé « die Krypto-Gefahr » que les banquiers centraux ne goûtent que modérément

les initiatives monétaires décentralisées et non souveraines comme le bitcoin ou le libra (monnaie de Facebook en cours de développement). Gaston Reinesch s'est lui effacé derrière les « amis de la BCL » aux CVs « si impressionnants ». L'on se console en constatant que son « Essai d'Économie politique » disponible sur la homepage de la Banque centrale a été actualisé (pour la sixième fois) récemment. Attention cette « Sagrada Família » de la pensée économique compte plus de 3 200 pages. pso

Semaine décisive pour Margrethe

Cette semaine la commissaire européenne à la Concurrence Margrethe Vestager a les yeux et les oreilles rivés sur Luxembourg. Se joue à la Cour de justice de l'Union européenne un acte décisif de la bataille que la Danoise a engagée contre l'évasion fiscale des grandes entreprises dans le sillon de Luxleaks. Des plaidoiries ont opposé mardi et mercredi Apple et l'Irlande à la Commission européenne qui avait conclu en août 2016 que la marque à la pomme avait bénéficié d'une aide d'État via un traitement fiscal favorable d'un montant de 14,3 milliards d'euros. Une somme qu'Apple doit rembourser, mais dont l'Irlande ne veut pas, car elle ferait aveu de collusion avec les multinationales. Le Grand-Duché a lui aussi le séant coincé entre son attachement aux règles de l'Union européenne et l'impératif d'attractivité économique. Les juges de la CJUE trancheront mardi dans le litige qui oppose le Luxembourg et Fiat à la Commission européenne. Le 21 octobre 2015, la DG de Margrethe Vestager (qui a été reconduite à ses fonctions par la nouvelle présidente élue de l'exécutif européen Ursula von der Leyen) avait conclu de la même manière que l'État luxembourgeois avait accordé un avantage fiscal au constructeur automobile italien pour un montant de 23,1 millions d'euros. Starbucks et les Pays-Bas figuraient le même jour dans le viseur de Bruxelles qui pour la première fois utilisait le droit européen de la Concurrence pour attaquer des montages fiscaux obtenus par l'intermédiaire de rulings (sans contester toutefois la pertinence d'un dialogue entre l'administration fiscale et le contribuable). Les accords fiscaux passés avec Amazon, Engie, (Luxembourg) ou d'autres sociétés à Gibraltar,

au Royaume-Uni et en Belgique et redressés par la Commission européenne passeront également au révélateur du droit européen dans les prochains mois. La décision de ce mardi 24 septembre indiquera le sens du vent et la suite à donner à l'action de la commissaire danoise pour les cinq prochaines années. pso

Critique de l'idéologie luxembourgeoise

Momentanément en rupture de stock quelques jours après sa publication dans certaines librairies de la Ville, *Capital et idéologie* de l'économiste français Thomas Piketty évoque brièvement le Luxembourg. En feuilletant le livre, on tombe, à la page 1062, sur le passage suivant : « Le Luxembourg avant de devenir un paradis fiscal, n'avait aucune prédisposition idéologique particulière à se comporter de cette façon. Mais à partir du moment où l'organisation de la mondialisation (et en particulier les traités sur la libre circulation des capitaux) permet de se lancer dans ce type de stratégie, alors la tentation du dumping devient trop forte, quelles que soient les préventions de l'idéologie initiale. » Les notions de « prédisposition idéologique » et d'« idéologie initiale » semblent très floues, voire creuses. Mais au moins Piketty semble-t-il assumer que le Luxembourg en ait, au-delà du pragmatisme et de l'opportunisme. bt

Capital belge, foncier grand-ducal



Dans un communiqué de presse, le promoteur anversois Antonissen Development Group annonce qu'il s'apprête à débarquer sur le marché luxembourgeois. Son CEO, un dénommé Sven Potvin (sic), y explique qu'en Flandre, « un quart des parcelles non construites ont disparu des radars » sur les sept dernières années. Du coup, les

« investisseurs immobiliers belges sont de plus en plus nombreux à aller voir si l'herbe est plus verte au-delà des frontières ». Or, justement, « au Luxembourg, le marché connaît un essor sans précédent ». Les nouveaux appartements et maisons, croit savoir Potvin, s'y « vendent comme des petits pains ». Antonissen Development, vient rejoindre d'autres promoteurs belges installés au Grand-Duché comme Thomas & Piron (« Jardins du Luxembourg » à Merl), Codic (Royal Hamilius), ImmoBel (« Infinity » au Kirchberg), Leasinvest (zoning Batiself à Strassen), Besix Red (ING à la Gare), Alides (« Espace Kennedy B » au Kirchberg). De la concurrence pour Gio, Becca, Lux, Arend & Fischbach et Cie. bt

OGBLFNCTTFEL

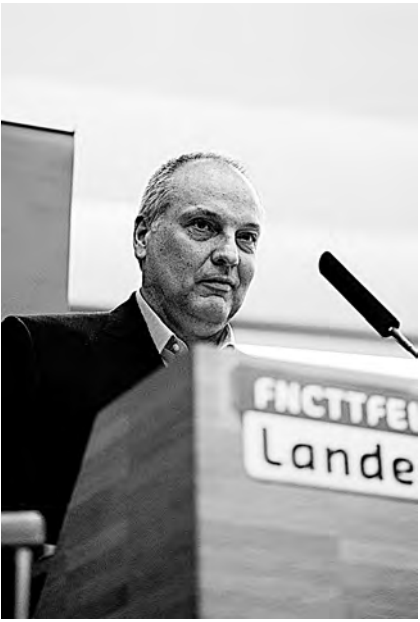
Ce mardi, le Verbandsrot du FNCCTTFEL, le syndicat des cheminots, a décidé de tenir un congrès extraordinaire le 2 décembre 2019. Ce n'est certainement pas une coïncidence que le congrès ordinaire de l'OGBL se tient quatre jours plus tard, le 6 décembre. Nico Wennmacher, l'ancien président et éminence grise du FNCTTFEL, confirme que les modalités de la collaboration avec l'OGBL seront un des thèmes majeurs du congrès. Fusion ou non ? Il serait trop tôt pour y répondre. « Nous avons déjà mené beaucoup de discussions, qu'on vient d'ailleurs de relancer. Il y a des domaines où nous travaillons bien ensemble, comme sur le tram et les chargés de cours ».

Depuis décembre 2017, les négociations se mènent en huis-clos entre les (ex-) présidents syndicaux Nico Wennmacher et Georges Merenz d'un côté et Nora Back et André Roeltgen de l'autre. Catapulté président du Landesverband après la purge anti-gauchiste en 2017, Georges Merenz (photo : sb) en sera-t-il le dernier ? Face à l'érosion du nombre de membres, à une base démobilisée et à une carence de cadres, il semble que le Landesverband (pourant bien loti financièrement grâce à ses propriétés immobilières) devra, tôt ou tard, se mettre sous la tutelle organisationnelle du grand frère.

En théorie, le congrès pourrait imposer un référendum auprès de tous les membres. En 1978 déjà, la direction du

c'est le nombre de « professionnels à fort potentiel » qui ont choisi de rejoindre EY Luxembourg en ce mois de septembre. Tels sont les termes policés utilisés par le patron Alain Kinsch dans un communiqué diffusé cette semaine. Dans l'email introductif, on parle un peu maladroitement « d'arrivage massif » pour qualifier ces nouveaux collaborateurs, un terme que le très sérieux Centre national de ressources textuelles et lexicales réserve aux marchandises ou aux masses d'individus anonymes qui débarquent dans les ports. La communication de ces nouvelles arrivées s'avère généralement dangereuse pour les cabinets du Big Four, lesquels recrutent à tour de bras à la sortie des universités. Peu de ces recrues restent à moyen terme tant la concurrence est exacerbée. De-loitte a par exemple communiqué en octobre 2018 sur l'accueil de 280 nouveaux profils, photo de la semaine d'intégration (terme universitaire) en Sardaigne à l'appui. Le Statec fait lui état d'un solde net positif de 60 unités de 2018 à 2019 (2 140 à 2 200) pour la société qui a célébré son installation cette semaine sur le ban de Gasperich. Le plus gros employeur du Big Four, PwC (2 870 personnes), a cessé de communiquer sur ces vagues de recrutement en 2014. pso

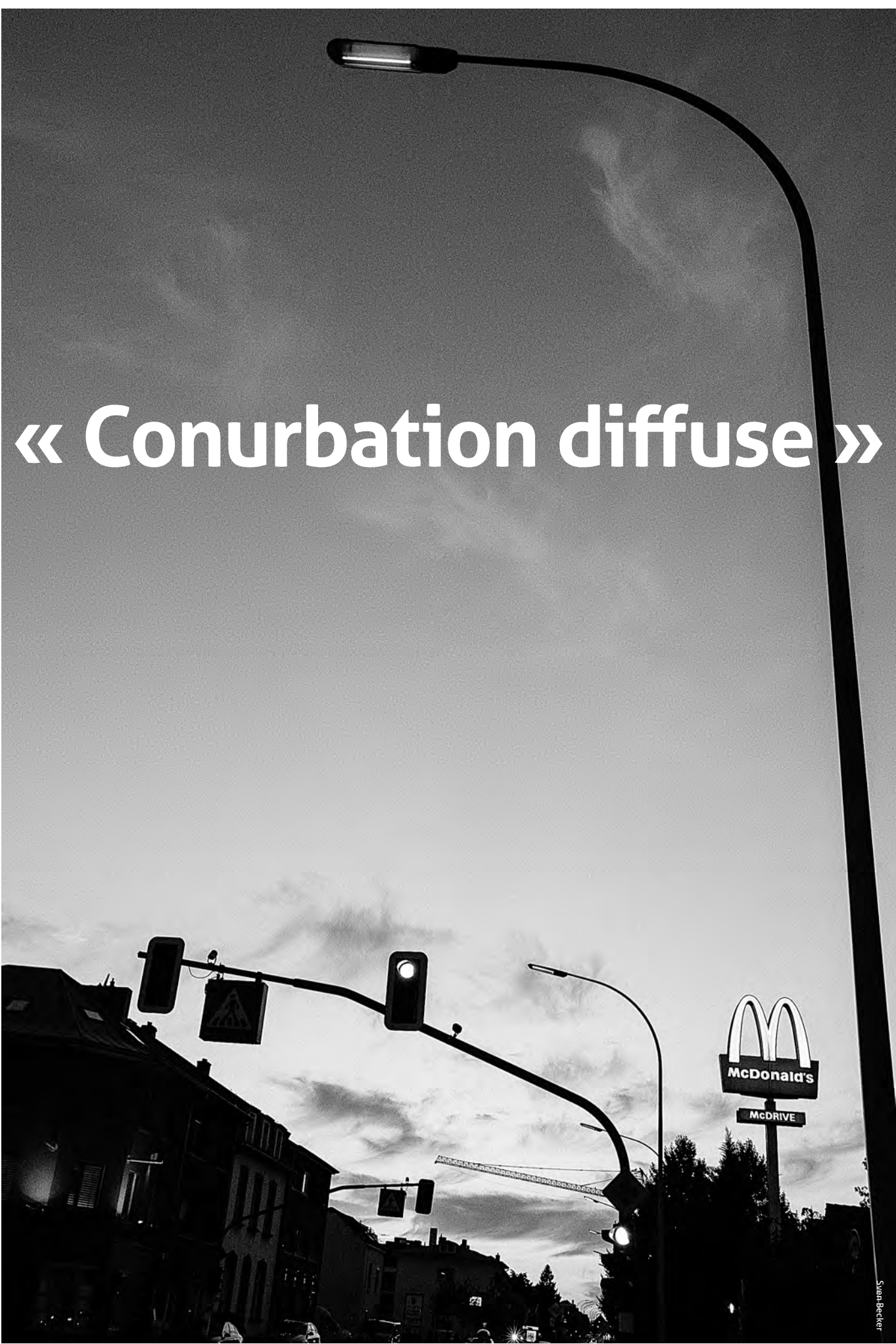
syndicat avait prématurément donné son feu vert à une adhésion à l'OGBL nouvellement constitué. Or, la base entra en mutinerie, formant un « comité d'action pour l'unité du Landesverband » sous le slogan « Mir wëlle bleiwe wat mer sinn ». Prise de court, la direction promet un référendum lors duquel pas moins de 87 pour cent des votants se prononceraient contre une entrée dans l'OGBL. Mais le patriotisme syndical n'a plus vraiment la cote. bt



Cartographie de l'offshore

Dans une réponse à une question parlementaire posée par Sven Clement (Pirapartei), le ministère des Finances livre un relevé détaillé du nombre de données communiquées entre administrations fiscales dans le cadre de l'échange automatique d'informations. En 2017, il s'agissait de 3,65 millions de fichiers envoyés depuis le Luxembourg aux « pays partenaires ». Sans surprise, l'Allemagne (1,47 million de fichiers), la France (540 000) et la Belgique (450 000) arrivent en tête, suivis par l'Italie (224 000), la Grèce (74 000). Les centres *offshore*, avec lesquels le Luxembourg a signé des traités de non-double imposition, pèsent bien moins : 45 730 pour la Suisse, 14 516 pour Singapour, 10 651 pour Monaco, 9 527 pour l'Irlande, 7 727 pour la Chypre, 4 643 pour Panama, 3 064 pour Jersey, 2 130 pour Gibraltar, 2 083 pour l'Île Maurice, 1 935 pour Andorre, 1 907 pour Guernesey, 1 805 pour l'Île de Man, 1 735 pour Liechtenstein. Hong Kong, par contre, a reçu 34 888

fichiers de données de l'Administration des contributions directes (ACD) en 2017. Un fait qui pourrait rendre nerveux certains : Depuis 2017, la Suisse échange les informations sur les comptes bancaires des citoyens luxembourgeois. 6 638 fichiers de données sont parvenus à l'ACD. Une belle moisson. bt



« 't ass Schrott. Cette construction à l'américaine avec ses malls stupides. » François Bausch à propos de la route d'Arlon

Bernard Thomas

Nimby « Qui bloque ? Mais c'est nous ! Il faut que nous nous posions la question : 'Est-ce qu'on veut partager notre pays ?' », s'exclame Pierre Hurt, directeur de l'Ordre des architectes et des ingénieurs-conseils, en introduction au débat. Ce mardi soir, un architecte, une urbaniste, un ingénieur, un géographe, un économiste et une ministre s'étaient réunis à la Chambre de commerce pour parler des futurs « cadres de vie » capables d'accueillir un million d'habitants et 600 000 frontaliers à l'horizon 2060.

La ministre à la Grande Région, Corinne Cahen (DP), rappelait une vérité qu'« on oublie parfois » : « Les 70 à 80 pour cent de propriétaires n'ont aucun intérêt à ce que les prix baissent ». Interrogée si elle pouvait citer un nouveau quartier qui, d'un point de vue urbanistique, était réussi, Corinne Cahen, qui apparaît pourtant comme un des successeurs potentiels à la maire Lydie Polfer, ne trouvait pas d'exemple. (« Ce n'est pas dans mes attributions ni de mes compétences. ») Comment mobiliser le potentiel foncier concentré entre les mains d'une poignée de familles et de firmes privées ? « Il faut voir avec les propriétaires. »

L'urbaniste Christine Müller estimait qu'il faudrait « dé-diaboliser les propriétaires ». Si on leur proposait des « projets sexy », certains héritiers pourraient être incités à viabiliser leurs terrains. Elle lança quelques idées iconoclastes : « Je sais que je ne vais pas me faire d'amis, mais la Ville de Luxembourg, capitale européenne, devrait augmenter sa population résidente. Il faudrait en faire une ville de 500 000 habitants, en étant créatif, même en étendant le périmètre constructible. » Elle soulignait l'importance du « soft power », de la « micro-solidarité » : « Cela ne se passe pas dans les ministères, cela se passe dans les communes. Mais la solidarité, le partage, l'espace public, je vois que, dans les communes, on a un peu peur de tout cela... Peur de ne pas être réélu. »

« Le vivre-ensemble ne se fait pas dans les villages, mais dans les entreprises. Ce qu'on voit dans les communes, ce n'est pas du vivre-ensemble, c'est du chacun pour soi, et Dieu pour tous », reprit Patrick Bousch, coordinateur de la politique nationale au Liser. Le géographe cherchait l'adjectif pour décrire la planification au Luxembourg : « Je ne veux pas dire médiocre... mais... faible, faible ! ». Les autorités laisseraient trop de libertés aux propriétaires. Il faudrait changer ces paramètres ancrés dans « les gènes politiques ». « On est finalement assez nuls en aménagement du territoire », concluait Bousch, par ailleurs président du Conseil supérieur de l'aménagement du territoire.

Au cours de la discussion, Bousch – rejoint sur ce point par deux intervenants de la salle – se référerait à Singapour, « où ça se passe plus vite » pour la planification et la réalisation des infrastructures. Omniprésente au Grand-Duché, la référence singapourienne est troublante, étant donné qu'il s'agit d'une cité-État autoritaire régie depuis un demi-siècle par la même famille. Quasiement cent pour cent du foncier y appartient à l'État, une accumulation rendue possible par des pouvoirs d'expropriation très étendus.

Traffic Changement d'échelle. À Strassen, le maire Gaston Greiveldinger (LSAP) tente de résoudre, au niveau de sa commune, les incohérences politiques, démographiques et urbanistiques engendrées par le modèle d'affaires luxembourgeois. Après vingt ans de préparatifs, sa commune est sur le point de conclure son nouveau Plan d'aménagement général (PAG). « Participation citoyenne, *schéin a gudd*, dit Greiveldinger, rencontré ce mardi à la mairie de Strassen. Mais dans les faits, ces réunions ne ressemblaient que des propriétaires. À chaque fois ils restaient entre eux. Et les réclamations provenaient de ceux qui avaient un intérêt foncier. »

Gaston Greiveldinger, qui a fait sa carrière dans l'enseignement, est originaire d'Esch-sur-Alzette.

En 1980, il quitte la *Minett-Metropol* happée par la crise sidérurgique pour s'installer dans le *Speckgürtel* de la capitale. (Il préfère le terme de « ceinture dorée ».) En 2007, à l'issue d'un putsch contre le DP, le socialiste Greiveldinger devient bourgmestre de Strassen-la-bleue.

« D'Lait kennen Stroossen als déi Strooss », dit-il. La route d'Arlon coupe la commune en deux. Sur les 3,5 kilomètres qui séparent Bâtiself de la Belle Étoile, 332 entreprises sont domiciliées. Une suite de stations-services, supermarchés, dépôts, magasins de meubles, concessionnaires, restaurants asiatiques et fiduciaires. Tout est pensé pour la voiture, jusqu'aux *drive-in* de la Banque générale et de McDonald's, dont le totem jaune se dresse au-dessus de la commune. « 't ass Schrott, dit François Bausch (Déi Gréng), le ministre du Développement durable et des Infrastructures. Cette construction à l'américaine avec ses *malls* stupides, qui ont zéro plus-value pour la commune. » Quant aux zones d'activités construites en parallèle à la route d'Arlon, Bausch estime que « la commune de Strassen a réussi l'exploit de bâtir une quantité énorme de bureaux dans des culs-de-sac... Fallait quand même le faire. »

« Le soir, avec ses enseignes lumineuses, la route d'Arlon ressemble au *strip* de Las Vegas, toutes proportions gardées », regrette Greiveldinger. Une charge de trafic quotidienne de 20 000 voitures transformerait Strassen en « commune de transit ». Reste que le *Stellplatzschlüssel* (lointain héritier de la *Reichsgaragenordnung* nazie) défini par les nouveaux PAG de Strassen et de Bertrange ne manquera pas d'attirer les automobilistes : Une place de stationnement par soixante mètres carrés de bureaux et par vingt mètres carrés de commerces. François Bausch décrit ces clefs comme « absurdes ». Avec une place pour 175 mètres carrés, la Ville de Luxembourg aurait suivi une voie « plus obstinée », admet Greiveldinger. Se plaindre qu'il y ait trop de voitures tout en ordonnant la création de parkings ? « C'est une contradiction, mais je n'ai

Boom économique et crise du sens dans la ceinture dorée – Étude du cas de Strassen

pas de solution. » Un jour, on pourrait éventuellement enlever des parkings, admet le maire, « mais seulement après l'amélioration des transports en commun, seulement après l'extension du tram. »

Depuis la réforme des finances communales de 2016, séduire les entreprises avec des places de parking à gogo vaut moins le coup. Les efforts probusiness des édiles du *Speckgürtel* ont été quelque peu calmés. C'est que la part de l'impôt commercial communal que Strassen, Bertrange ou Ludelange peuvent désormais garder pour elles a été fortement réduite. À Strassen, les recettes provenant directement de cet impôt sont tombées de 15,1 à 4,2 millions d'euros entre 2016 et 2017. La commune voisine de Bertrange, qui héberge une partie de la Belle Étoile et la City Concorde, a vu fondre cette manne de 11,4 à 3,8 millions d'euros. (Des pertes compensées par le Fonds de dotation globale.)

Identité À parcourir l'abondante paperasse qui a accompagné le nouveau PAG de Strassen, on bute sans cesse sur le terme « identité ». Fin février 2019, lors de sa présentation du PAG au conseil communal, le maire posait un « constat » : « Le caractère rural de Strassen est de moins en moins perceptible, voire absent ». Cette « tendance irréversible » créerait « un manque d'identification ». Il serait permis de s'interroger sur « la véritable identité de Strassen » : « Village ou commune d'ortoir dans l'agglomération de la Ville de Luxembourg ? »

Poser la question, c'est y répondre. Dans ses avis sur les PAG de Strassen, Bertrange et Hesperange, la Commission d'aménagement (instituée auprès du ministère de l'Intérieur) constate que « le développement de la Ville de Luxembourg s'est accompagné d'un phénomène de périurbanisation, en extension continue, de sorte que l'agglomération forme aujourd'hui une conurbation diffuse qui empiète de plus en plus sur les espaces ruraux ». Pourquoi ne pas faire de Strassen le 25^e quartier de la ville de Luxembourg ? Greiveldinger ne s'oppose pas à une communauté urbaine et une coopération intercommunale, « là où cela fait du sens subsidiairement », mais la question d'une fusion reste taboue.

Toujours est-il que le maire a du mal à définir sa commune autrement que de manière négative. Strassen ne serait pas une « ville », un statut attribué par la loi à douze communes, parmi lesquelles de petites localités comme Rumelange, Remich ou Vianden. Strassen ne serait pas non plus un village. La commune atteindrait aujourd'hui un « degré d'urbanisation très élevé » : « Voulons-nous stopper cela ? Pouvons-nous même stopper cela ? »

Le tissu économique de la commune périphérique ne présente plus aucun particularisme par rapport à celui de la capitale. Les frères Kandel sont les derniers paysans de Strassen. Ils exploitent un centre équestre fréquenté par le beau monde de la Ville et où un boxe se loue à 500 euros par mois. Strassen héberge sur son territoire le concessionnaire Autopolis, la moitié du centre commercial Belle Étoile, la firme de construction Stugalux, le centre d'affaires Atrium Business Park et la DZ Privatbank. Sans oublier 70 firmes spécialisées dans « les activités de sièges sociaux ». Les centaines de holdings qu'elles domicilient route d'Arlon et rue du Kiem (dont Fage, la multinationale grecque du yaourt) viennent gonfler artificiellement le nombre de sociétés établies dans la commune.

« J'entends parfois parler de *Lokalkolorit*. Mais qu'est-ce qu'il y a de local ici ? Je ne sais pas », dit le maire et pointe sur les parties colorées en blond du PAG. À gauche et à droite de la route d'Arlon, des cités résidentielles ont été aménagées sous forme d'impasses durant les années 1980 et 1990. Des lotissements introvertis et déconnectés du tissu urbain, fonctionnant comme satellites. « Les habitants avaient peur du trafic. Les cités résidentielles étaient donc construites de façon à ce que seuls ceux qui y vivent y circulent. »

Expats Strassen est une commune bourgeoise : 65 pour cent de sa population occupent une « profession supérieure », dont 13,3 pour cent de cadres de direction. « La part des responsables de haut rang ou de hauts fonctionnaires [...] est particulièrement élevée et garantit un niveau de revenu et de prospérité moyen, voire élevé », expliquait le maire en février, lors de sa présentation du PAG au conseil communal. Le salaire médian dépasse les 4 500 euros (contre 2 600 euros à Esch-sur-Alzette). Selon le « Bildungsbericht » de 2015 – le premier et dernier à avoir osé fournir ces chiffres détaillés mettant à nu la violence symbolique du système scolaire –, 60 à 70 pour cent des élèves de la commune de Strassen sont orientés vers le « classique », contre dix à vingt dans les communes rurales du Nord et ouvrières du Sud.

La proximité de la nouvelle l'École européenne à Bertrange/Mamer a attiré de nombreux ménages expats à Strassen où un enfant sur trois fréquente désormais une école internationale. « À mon avis, ce taux va encore monter, estime Greiveldinger. D'abord, parce qu'il y a de bonnes écoles internationales, ensuite parce que les écoles luxembourgeoises autour de la capitale ne sont plus adaptées à un public international. C'est un véritable gaspillage intellectuel ».

« La commune enregistre une forte fluctuation de la population, ce qui entrave une identification des citoyens avec leur commune », expliquait le maire en février. (Dans la capitale, la durée de résidence moyenne est passée de 16,5 ans à 6,3 ans sur la dernière décennie.) Dans son avis, la Commission d'aménagement plaide pour des mesures urbanistiques favorisant la « sédentarité » de la population et la « résilience » des quartiers.

En dix ans, la population de Strassen est passée de 6 600 à 9 200 habitants. D'ici 2032, la commune devrait compter 13 500 résidents. Aujourd'hui, deux tiers des *Stroossener* sont des non-Luxembourgeois. En 2018, 64 Luxembourgeois ont quitté la commune, tandis que 101 Français y ont emménagé. Au conseil communal, Greiveldinger évoquait « l'arrivée de nombreux cadres du secteur financier et des administrations européennes, ce qui crée des tensions non-négligeables sur le marché de l'immobilier local ». En fait, pour les autochtones, le jour du grand *cash in* est arrivé. « Les habitants luxembourgeois sont de plus en plus enclins à vendre à des prix très avantageux leur bien et à déménager à la campagne environnante. »

Ancien/Neuf Tout au long de la route d'Arlon, le PAG permet de construire des résidences de 3,8 étages de haut. « En rachetant trois maisons unifamiliales, un promoteur pourra y construire une résidence de quelque 25 appartements. Pour nous, cela signifie une soixantaine de nouveaux résidents », dit le maire. Autant de maisons-relais, écoles et infrastructures supplémentaires à planifier. Pourquoi ne pas avoir prévu la possibilité de construire plus en hauteur ? « Le conseil communal s'est dit que cela suffisait ainsi. C'est également le standard qu'on voit dans les autres communes ». Le maire craint que la route d'Arlon se transforme en canyon, la route saturée engouffrée dans une succession de hauts buildings.

Greiveldinger dit avoir été « totalement surpris » quand il a reçu, début août, l'avis de la Commission d'aménagement. Celle-ci définit une soixantaine d'immeubles comme méritant d'être conservés, dont quinze situés sur la seule route d'Arlon. Des maisons unifamiliales modestes, pour la plupart délabrées et rendues anachroniques par les résidences, supermarchés et fiduciaires qui les entourent. Les hauts fonctionnaires et experts de la Commission y voient des « anciens fragments [...] qui témoignent de l'histoire rurale notamment » et met en garde contre « une perte complète de ces repères historiques [qui] serait néfaste pour l'identité locale ». Le conseil échevinal est quelque peu déconcerté : « Je ne sais pas si les propriétaires seront contents... Ils pouvaient y construire des résidences de 3,8 étages », dit Greiveldinger. Pour l'instant, le maire hésite encore sur la suite à donner à l'inventaire établi par la Commission d'aménagement.

Tram En février 2016, Leasinvest annonçait avoir acheté le site Batiself-Adler-Roller sur la route d'Arlon. (Leasinvest est déjà bien implanté dans le coin, il compte dans son portefeuille un bâtiment de bureaux au 110 route d'Arlon et les murs du magasin de bricolage Hornbach à Bertrange.) Le fonds aux capitaux belges voulait ériger « le plus grand parc *retail* dans la périphérie luxembourgeoise ». Dans le nouveau PAG de Strassen, le terrain a été reclassé en zone mixte, permettant la construction de bureaux, de commerces et de logements.

De sa propre initiative, raconte le ministre François Bausch, il aurait contacté les nouveaux propriétaires pour leur demander s'ils ne voulaient pas intégrer un « pôle d'échange bus-tram » dans leur projet. La propriété privée étant revalorisée par ces infrastructures publiques, le fonds belge projetterait désormais de construire plus de logements. « J'ai toujours dit que le tram allait attirer les investisseurs ; et cela s'est avéré juste. Les terrains le long du tracé sont ceux qui sont le plus en demande », dit Bausch. Et d'annoncer qu'il déposera les projets de loi pour le financement des futurs tracés du tram encore durant cette législature, « pour que mon successeur puisse au plus vite commencer à construire ».

« C'est un terrain privé ; le propriétaire s'en fiche du pôle d'échange, tant qu'il gardera sa constructibilité. Mais cela veut dire qu'il faudra densifier, donc construire en hauteur pour libérer de la place en bas », dit Gaston Greiveldinger. Or le maire craint que les riverains ne montent sur les barrières : « Un *landmark* à l'entrée de Strassen, je veux bien. Mais pas une tour de vingt étages. *Ech weess, wéi et ass mat Tiern.* »

Ambitions déçues et espoirs ténus

L'art à quai

Pierre Sorlut

« Bonjour et bienvenue à cette vente de rentrée. » Ce dimanche à Stadtbredimus, le fringant expert en art Adrien Denoyelle, 34 ans, tonne du marteau la fin du repos estival. Le marché reprend ses droits avec une succession. Commence la vente de mobilier et d'objets d'art « de prestige » dans l'édifice « Consilium » sis sur le quai de la Moselle, où cohabitent maison de vente et salon de coiffure. La météo ensoleillée n'a libéré que quelques curieux en short, les autres poursuivent leur chemin sur la rive de la Moselle.

Les peintures d'artistes luxembourgeois sont d'abord proposées à la poignée de personnes qui s'est assise sur les chaises pliables disposées au milieu de la pièce garnie des objets à la vente. Chaque centimètre carré est utilisé pour exposer les biens soumis à adjudication. Les assesseurs ont posé leurs ordinateurs Asus sur les bureaux de style Louis XVI.

Dans la salle, deux tiers mandatés s'adjugent la majorité des lots. Un paysage de Félix Glatz et un polychrome de Gast Michels trouvent preneurs pour 500 et 120 euros. Les natures mortes de Lily Uden, des fleurs en pot, sont retirées faute d'acquéreur. « C'est devenu invendable les Lily Uden », se plaint Adrien Denoyelle auprès de son collaborateur qui lui répond dans une grimace. L'euphorie ne gagnera la salle qu'à l'adjudication de cette commode de la fin du XVIIIème associant une façade en marqueterie et un dessus en marbre bleu. Le bien partira pour 18 000 euros après un combat acharné entre deux potentiels acquéreurs par le truchement d'internet et de la téléphonie mobile.

Anachronisme en eBayie

La tradition de la vente aux enchères, qui remonterait aux mariages de Babylone narrés par Hérodote au cinquième siècle avant notre ère, s'allie à la technologie. L'adjudication est diffusée sur *drouotonline.com*, la plateforme digitale de l'hôtel des ventes bicentenaire basé à Paris. La diffusion en *streaming* sur internet a permis la renaissance des salles de ventes *brick & mortar*. Elle offre l'accès à un public éloigné et facilite du même coup l'objectif de rentabilité des maisons de vente. En témoignent les ouvertures toutes récentes, en 2016, des deux seules sociétés spécialisées sur le marché national : Lux-Auction d'Adrien Denoyelle à Stadtbredimus

Le Luxembourg, c'est un peu le far west de la vente publique. Les experts demandent une régulation

et Kanerz Art, représentée par Alexandre Château-Ducos à Steinsel.

La première se destine à des enchères d'un certain standing, notamment des successions de grandes familles où, comme dimanche dernier, des peintures d'artistes locaux (dont la valeur culmine à 3 000 euros) côtoient du mobilier ancien (jusqu'à une estimation pièce de 40 000 euros), d'innombrables objets d'art asiatique ou africain (de 150 à 4 000 euros), ainsi que des ouvrages à la valeur bien plus modique, comme le très clivant essai de psychologie de Nicolas Ries *Le Peuple luxembourgeois* (édition de 1920) dont la mise à prix se limite à vingt euros.

De tels objets représentatifs du « patrimoine national » figurent en nombre chez Kanerz Art à Steinsel. Le catalogue de la vente « Luxemburgensia » de dimanche prochain (le 22 septembre à 14 heures sur place et sur *auction.fr*) rassemble des plans de la capitale datant des XVIII et XIXème siècles (prix autour de 800 euros), des aquarelles de Sosthène Weis (entre 1 000 et 1 400 euros), des correspondances officielles datant de la Deuxième Guerre mondiale (autour de 2 000 euros) ou encore une boîte à biscuits en métal à l'effigie du couple grand-ducal Jean et Joséphine-Charlotte (pour 25 euros). Le clou de la vente est un habit de gala complet qui a appartenu au colonel Eugène Meunier, l'aide de camp dudit Grand-Duc, décédé cette année. Estimation basse : 1 400 euros. Estimation haute : 2 000 euros.

Génération Ikea

Alexandre Château-Ducos, reconverti « auctioneer » en 2016 après une expérience d'acheteur au centre de recherche List, revendique la conservation du « patrimoine luxembourgeois y compris

le patrimoine populaire » par l'intermédiaire des ventes qu'il organise. Sous la pression foncière, à cause d'impératifs de mobilité ou par sincère désintérêt, « les jeunes se débarrassent d'objets de valeur et vecteur de l'histoire nationale », relève-t-il. Il raconte ainsi avoir arraché au rebut plusieurs objets de valeur tel ce projet d'affiche du peintre Théo Kerg pour le relais au flambeau « Mulhouse-Schifflange (435 kilomètres) » organisé du 12 au 15 août 1938 en hommage à l'artiste Jean Jacoby. Un exemplaire unique (puisque le projet a été recalé) adjugé pour 1 100 euros. « C'est quand même une démarche de s'intéresser à l'endroit où l'on vit », rôle l'entrepreneur français. Il poursuit, genre vieux con sympathique, en direction d'une génération Ikea déterritorialisée : « Les étudiants feraient mieux de se meubler dans les ventes aux enchères ».

Ce marché existe d'abord par sa vocation à relocaliser l'objet, à entretenir un affect entre l'acheteur et son territoire. La méthode d'acquisition, l'enchère, participe au *story making*. Selon Alexandre Château-Ducos, ses clients réguliers ont un âge certain, entre quarante et soixante ans comprend-on, et ont intellectualisé leur achat avant d'encherir. Mais leur nombre est limité. « De la marchandise, il y en a. Ce sont les acheteurs qu'il faut trouver », assène-t-il. Il faut avouer que la zone d'activité de Steinsel n'est pas des plus passantes. Avoir pignon sur rue aiderait au commerce, mais les loyers en ville sont rédhibitoires. Lux-Auction se déplace dans la capitale à l'occasion, comme pour cette vente du 10 octobre « Life-Style » boulevard Grande-Duchesse Charlotte.

Les marges opérationnelles ne sont pas épaisses. Les maisons de vente se rémunèrent à la transaction. La commission paraît élevée. Généralement établie à 25 pour cent du prix de cession, elle vient s'ajouter à la facture de l'acquéreur. Mais la maison de vente doit payer l'expertise de tous les objets, environ 300 par vente, leur rassemblement, leur stockage, leur mise en valeur... un cycle qui reprend tous les mois. Puis il faut payer l'huissier. En vertu d'une loi d'un autre temps, la présence de ce représentant de l'État est requise pour les soumissions publiques. Lorsque ces ventes sont volontaires, alors sa venue tient à sa bonne volonté et à la capacité de persuasion de l'organisateur. L'huissier n'est en outre a priori pas expert en art et peut laisser courir la vente d'objets contrefaits. Le garde-fou contre des manipulations de marché par ses opérateurs demeure, outre l'honnêteté et la compétence, le risque de réputation. À titre d'exemple, Alexandre Château-Ducos se targue d'avoir retiré du catalogue un faux dessin d'Hergé avant qu'il ne soit soumis à adjudication. Lux-Auction se traîne un commentaire désobligeant sur Google. Le marché est encore jeune. Les grands scandales des ventes publiques attendront.

sier n'est en outre a priori pas expert en art et peut laisser courir la vente d'objets contrefaits. Le garde-fou contre des manipulations de marché par ses opérateurs demeure, outre l'honnêteté et la compétence, le risque de réputation. À titre d'exemple, Alexandre Château-Ducos se targue d'avoir retiré du catalogue un faux dessin d'Hergé avant qu'il ne soit soumis à adjudication. Lux-Auction se traîne un commentaire désobligeant sur Google. Le marché est encore jeune. Les grands scandales des ventes publiques attendront.

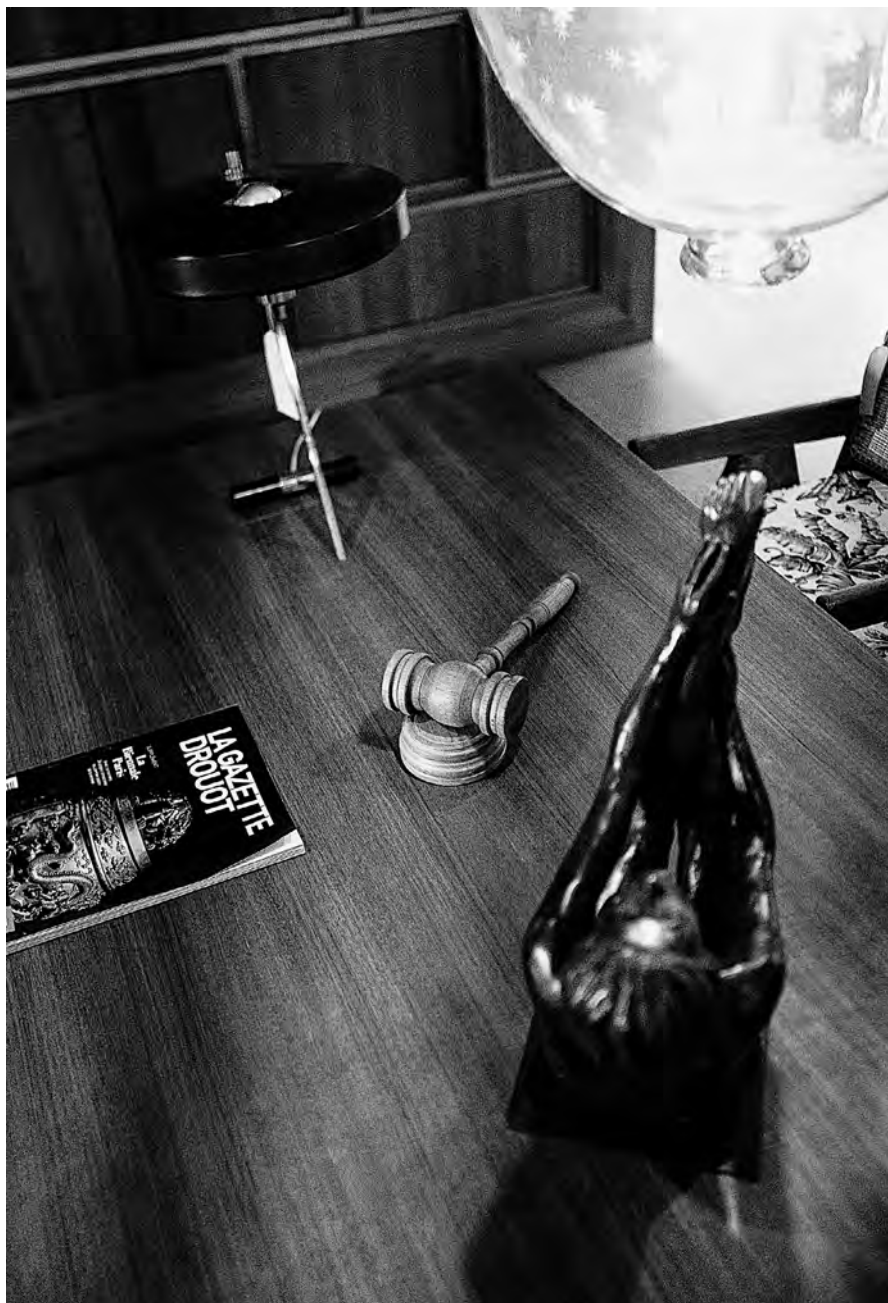
L'ambition jusqu'à la Moselle

Le risque existe, car le Luxembourg est selon l'avis partagé un peu le *far west* en la matière. Les responsables des maisons de vente regrettent l'absence de législation *ad hoc*. Il en va de même pour les experts en art qui, comme Nadège Mougel (Mona Art Consulting), se sont implantés concomitamment à l'ouverture du Freeport en septembre 2014. Ce bunker pour œuvres d'art et biens de grande valeur en zone de suspension de TVA devait s'ériger en fer-de-lance d'une stratégie de diversification nationale par l'art. Des restaurateurs d'œuvres, des maisons de ventes internationales comme Sotheby's ou Christie's, des logisticiens ou encore des investisseurs devaient constituer un centre de compétences. Mais « la place luxembourgeoise n'arrive pas à se développer comme plateforme de marché international », résume Nadège Mougel. La demande des grandes familles locales ou de la clientèle des banques privées et *family offices* vont piocher, explique Aude Lemogne (Link Management), dans les grandes foires et ventes à Bâle, New York, Londres, Paris ou Hong Kong. Les pièces historiques ou les œuvres muséales recherchées par les collectionneurs internationaux n'atterrissent jamais (ou presque) au Findel. Les ambitions artistiques du Grand-Duché se noient dans la Moselle. « L'État a tout intérêt à légiférer rapidement, en créant par exemple un conseil national des ventes » ou des procédures d'encadrement, avance Nadège Mougel. D'autres préconisent des avantages fiscaux supplémentaires pour dynamiser l'activité.

Le Premier ministre Xavier Bettel (DP) est un grand amateur d'art contemporain. La photo de sa participation à une vente de février chez Lux-Auction à Stadtbredimus trône sur un meuble à l'entrée du

Consilium. Mais les scandales vécus par le gouvernement depuis son installation en 2013 ont influencé son appréhension du marché de l'art, déjà opaque par nature. En septembre 2014, pour l'ouverture du Freeport, tout roulait encore. « Je peux vous assurer ici et maintenant que nous vous fournirons toute l'aide que nous pourrons », lançait le ministre de l'Économie, Etienne Schneider (LSAP), pendant la cérémonie (*d'Land*, 19.09.2014). Mais deux mois plus tard, le scandale Luxleaks mettait le Luxembourg à l'index et le gouvernement « sur le reculoir ». Pour prouver sa bonne volonté, le ministre des Finances, Pierre Gramegna (DP), a bien tenté de faire bonne figure à l'OCDE où le responsable fiscalité, Pascal Saint-Amans, regarde de travers les ports francs pour leur manque de transparence, y compris celui du Grand-Duché... dont ses représentants clament pourtant qu'il est le plus propre du monde. Mais la mise en examen et le gel des avoirs du promoteur du Freeport, Yves Bouvier, suite à une plainte à l'automne 2015 pour une prétendue escroquerie sur la vente d'œuvres d'art à l'oligarque russe Dmitry Rybolovlev a scellé le désamour gouvernemental pour le port franc (un partenariat initialement public privé) et la stratégie art et finance. Alors que... aucun développement du scandale étalé dans la presse internationale n'est intervenu au Grand-Duché et n'a concerné le port franc.

Dans un entretien au *Land* paru en mai 2016, Xavier Bettel lançait ainsi: « Nous attendons de voir ce qui se passe du côté du Freeport - sera-t-il vendu ou pas ? - avant d'agir à nouveau dans ce domaine. » Depuis la Luxembourg art law and art finance association (Lafa) a formulé de nouvelles suggestions au gouvernement, notamment la volonté de transférer les activités du « art cluster » sous le parapluie plus large des « creative industries ». Mais celui-ci fait la sourde oreille et le statu quo prévaut. Les initiatives lancées au milieu des années 2010, telles que la *Luxembourg Art Week* (du 3 au 14 novembre) ou la conférence *Art & Finance* de Deloitte Luxembourg demeurent grâce à l'opiniâtreté d'une poignée de parties prenantes. D'autres projets, telles que la plateforme de titrisation d'œuvres Splitart ou l'investissement dans l'art via des fonds ouverts, n'ont pas survécu aux réticences institutionnelles. Reste à voir si les deux nouveaux nés de la vente aux enchères survivront à la frilosité gouvernementale en la matière.



L'hôtel des ventes de Stadtbredimus, Lux-Auction, fait face à la Moselle, à l'Allemagne et donc à l'international, un écueil sur lequel se cognent les acteurs du marché de l'art luxembourgeois

Le système de santé du Luxembourg en chiffres

Efficace et pas cher



Dirty Old Luxembourg : démontée il y a dix ans, la réclame pour les cigarettes Maryland accueillait les passagers ferroviaires. Entre 2005 et 2018, la part de fumeurs est passée de 23 à 14,5 pour cent

Georges Canto

Le slogan publicitaire d'une célèbre mutuelle d'assurances française garantit qu'elle est « efficace et pas chère ». Il pourrait s'appliquer au système de santé luxembourgeois, selon l'étude statistique annuelle publiée début juillet par l'OCDE*, qui fourmille d'informations sur la santé dans les 34 pays membres, dont le Luxembourg. Elle confirme les résultats obtenus dans le cadre d'autres enquêtes nationales ou européennes, à savoir : le système de santé du Grand-Duché est performant et peu coûteux malgré les apparences. Mais plusieurs points restent préoccupants et méritent d'être surveillés.

En valeur monétaire, les dépenses par habitant en soins de santé au Luxembourg sont les plus élevées de l'UE et parmi les plus importantes de l'OCDE. Avec 5 288 euros par personne en 2018, c'est 15 à 18 pour cent de plus qu'en Allemagne et aux Pays-Bas, 29 à 35 pour cent de plus qu'en Belgique et en France et largement plus du double qu'en Italie (2560) ou en Espagne (2300). Dans le monde développé, seuls les États-Unis et la Suisse font mieux. Depuis 2015 la hausse a été de 8,5 pour cent.

En valeur relative toutefois, le Luxembourg dépense beaucoup moins pour la santé que la moyenne des pays de l'OCDE (5,4 pour cent du PIB contre 8,8)

Au Luxembourg, à peine dix pour cent de la mortalité est considérée comme évitable

et que la plupart des pays d'Europe de l'ouest et du nord, qui affichent des chiffres compris entre 9 et 12 pour cent. De plus, compte tenu du mode de financement de ces dépenses, leur poids dans le budget des ménages au Luxembourg est parmi les plus faibles de l'UE.

L'état sanitaire de la population est bon : les habitants du Luxembourg vivent plus longtemps que la plupart des Européens, même s'ils ne sont pas toujours en bonne santé après 65 ans. L'espérance de vie à la naissance était de 82,5 ans en 2016, contre 78 ans en 2000, se situant au quatrième rang dans l'UE (moyenne de 81 ans).

La plupart des gens déclarent être en bonne ou très bonne santé (71 pour cent en 2017). C'est cinq à

six points de plus qu'en France ou en Allemagne et davantage que la moyenne de l'UE (67 pour cent), mais moins qu'en Belgique, aux Pays-Bas, en Suisse et en Scandinavie. Par ailleurs il n'existe qu'une très faible différence en fonction du revenu alors qu'en Europe la proportion est de 80 pour cent chez les 20 pour cent les plus aisés, et de 60 pour cent chez les 20 pour cent aux revenus les plus faibles.

L'efficacité des soins est mesurée par différents indicateurs, comme le taux de « mortalité évitable » qui est parmi les meilleurs de l'UE : à peine dix pour cent de la mortalité toutes causes confondues est considérée comme évitable. C'est moins que la moyenne européenne (onze pour cent), et le deuxième rang européen derrière la France, ce qui indique que « le système de santé du Luxembourg est, dans l'ensemble, très efficace pour traiter les pathologies qui mettent la vie en danger ».

Il s'appuie sur des ressources humaines de bonne qualité et étoffées. En 2017, on comptait au Luxembourg 76 emplois de santé pour mille habitants. Une densité inférieure à celle que l'on trouve en Scandinavie ou aux Pays-Bas (entre 82 et 88) mais meilleure que celles de l'Allemagne (71), de la France et de la Belgique (respectivement 58,5 et 54,5). Un

grand nombre de ces emplois sont occupés par des étrangers, très souvent des frontaliers.

L'état de santé de la population ne dépend pas seulement des soins qui lui sont prodigués mais de ses modes de vie. Est-ce à dire que la population luxembourgeoise se comporte de manière vertueuse ? Sur les trois critères-clés que sont le tabagisme, la consommation d'alcool et l'alimentation, c'est loin d'être le cas.

En 2018, 14,5 pour cent des adultes au Luxembourg fumaient du tabac tous les jours, une proportion modeste, et en forte baisse car elle était encore de 23 pour cent en 2005. Une évolution favorable pour faire régresser le cancer du poumon qui est la troisième cause de décès. Mais le taux atteint n'est pas exceptionnel : on fume moins (entre 10 et 12 pour cent de pratiquants) en Europe du nord, au Canada et aux États-Unis. Et le recul est moins prononcé pour les jeunes de quinze ans, en particulier les filles, dont une sur six fume régulièrement.

La consommation d'alcool par adulte a diminué, mais avec 11,3 litres par habitant elle est supérieure de 1 litre à la moyenne de l'UE. Elle dépasse celle de la Belgique, des Pays-Bas, de l'Italie, de l'Espagne, du Royaume-Uni et de l'Allemagne. De plus, 35 pour cent des adultes ont une consommation excessive, une des proportions les plus élevées d'Europe (où la moyenne est de vingt pour cent). La situation est encore plus préoccupante chez jeunes adultes (18-24 ans) dont 41 pour cent boivent trop contre 31 pour cent en moyenne. Une situation en partie liée au niveau relativement faible des taxes sur la bière, le vin et les spiritueux. Le taux de décès liés à l'alcool au Luxembourg, bien qu'en diminution régulière, était légèrement supérieur à la moyenne de l'UE en 2016 et l'alcool était également la deuxième cause d'accidents de la route, environ trente pour cent des accidents mortels lui étant imputable.

En apparence l'alimentation est satisfaisante. Le Luxembourg est à la huitième place en Europe pour la consommation quotidienne de cinq portions de fruits et légumes ou davantage. Plus de quinze pour cent des adultes le font, un point de plus que la moyenne européenne et sans gros écarts selon le niveau social. Mais la proportion de non-consommateurs est élevée : 36,2 pour cent, contre 34,4 pour cent dans l'UE et à peine seize pour cent en Belgique !

De plus, quinze pour cent des adultes se considèrent eux-mêmes comme obèses, avec un IMC (indice de masse corporelle) supérieur à trente. C'est comparable à la France, mais nettement supérieur aux niveaux connus en Belgique et aux Pays-Bas (respectivement 14 et 13,3 pour cent) ou à l'Italie (10,7). De plus le pourcentage de jeunes de

Patients transfrontaliers

Au Luxembourg, environ un assuré à la CNS sur six se fait soigner à l'étranger, ce qui est de loin le pourcentage le plus élevé de l'UE. On peut distinguer deux groupes. Le premier et le plus important est constitué de frontaliers non-résidents venus de France, de Belgique et d'Allemagne. Comme ils travaillent au Luxembourg, ils sont automatiquement affiliés à la CNS où ils représentent 34,5 pour cent de la « population protégée » mais ils se font soigner principalement dans leur pays de résidence. Il faut y ajouter les dépenses des pensionnés établis à l'étranger, couverts par la CNS. Le second, nettement plus restreint, se compose de résidents luxembourgeois qui ont besoin de services de santé spécialisés qui ne sont pas disponibles au Luxembourg (traitement de certains cancers, transplantation d'organes). Ils sont soignés dans les pays voisins et, en général, la CNS accorde assez facilement son autorisation préalable (6200 bénéficiaires en 2017 pour 1300 refus). En 2017, les sommes versées par la CNS pour des soins à l'étranger se sont élevées à 426,3 millions d'euros, à 80 pour cent en faveur de salariés et pensionnés étrangers. Cela représente 18,5 pour cent du total des prestations. gc

quinze ans en surcharge pondérale a progressé de 40 pour cent entre 2005 et 2015.

Les facteurs de risque liés à l'hygiène de vie sont plus fréquents parmi les populations défavorisées sur le plan des revenus ou de l'éducation, à l'exception de la consommation excessive d'alcool qui est légèrement plus répandue parmi les adultes éduqués. Le cas est flagrant avec l'obésité : elle n'est que de 8,3 pour cent chez les personnes ayant un niveau d'éducation élevée alors qu'elle touche 22,8 pour cent des moins éduquées. C'est 2,8 fois plus, alors que l'écart est plus limité au niveau européen (1,7 fois plus). Cette différence selon le niveau d'études est la plus élevée de l'UE après la Slovénie.

En revanche un satisfecit peut être décerné au Luxembourg sur la consommation pharmaceutique, qui représente 11,9 pour cent des prestations versées par la CNS. Selon l'OCDE elle se montait en 2018 à 425 dollars par personne au Grand-Duché. Parmi les pays membres comparables, seuls les Pays-Bas sont en dessous. Les Allemands dépensent quarante pour cent de plus, les Suisses 54 pour cent et les Belges 78 pour cent !

*Base de données en ligne de l'OCDE sur la santé 2019

Chronique Internet

Après Christchurch, Facebook sévit

Jean Lasar

Facebook a annoncé cette semaine adopter une définition plus large de ce qu'est une organisation terroriste, ce qui a pour conséquence d'exclure de sa plateforme quelque 200 groupes prônant la suprématie blanche. Cette redéfinition intervient après le massacre de Christchurch en Nouvelle-Zélande, où une personne proche de cette idéologie raciste avait attaqué une mosquée et pu streamer pendant 17 minutes sur Facebook, le 15 mars dernier, l'assassinat de 51 personnes auquel elle s'était livrée. 4 000 personnes avaient pu visionner ces images avant qu'elles ne soient retirées.

Cette décision répond à l'« Appel de Christchurch », lancé le 15 mai à la suite de cet acte par la première ministre néo-zélandaise Jacinda Ardern et le président français Emmanuel Macron « pour supprimer les contenus en ligne terroristes et extrémistes violents en ligne ».

« Alors que notre définition précédente sur des actes de violence destinés à atteindre un objectif politique ou idéologique, notre nouvelle définition précise plus clairement que des tentatives d'actes violents, en particulier lorsqu'ils sont dirigés contre des civils avec pour but de les soumettre à des exactions ou de les intimider, relèvent aussi de cette définition », a précisé Facebook, qualifiant le massacre de Christchurch d'« attaque terroriste ».

Dans ce domaine, Facebook s'était jusqu'ici surtout attaché à retirer des contenus relevant de Daesh ou d'Al Qaeda. Utilisant conjointement intelligence artificielle et modération humaine, Facebook a selon ses propres indications supprimé quelque 26 millions de contenus relevant de ces deux groupes au cours des deux dernières années, dans 99 pour cent des cas avant même qu'ils ne soient signalés par des utilisateurs.

Facebook n'est pas la seule plateforme à donner suite à l'appel de Christchurch. Dès le 15 mai, plusieurs des plus grands groupes de technologie s'étaient engagées à le mettre en pratique, dont Twitter, Google, Microsoft et Amazon.

L'annonce de Facebook est intervenue un jour avant que l'entreprise ne participe, en même temps que Google et Twitter, à une audition devant la Commission du commerce du Sénat américain précisément sur la façon dont les grands groupes technologiques traitent les contenus violents. Peu après la première annonce, faite sur un de ses blogs, Facebook a envoyé une lettre à la présidente d'une sous-commission de la Chambre des représentants indiquant empêcher dorénavant la publication sur sa plateforme de liens des sites *8chan* et *4chan*, connus pour servir de repaire à des mouvances racistes. En complément, le groupe a ensuite précisé vouloir mettre en place un Conseil de surveillance de onze membres pour évaluer et superviser les décisions relatives à des contenus. À noter que les États-Unis ont refusé de se joindre à l'Appel de Christchurch, mais ont assuré « soutenir ses objectifs généraux ».

Clairement, les efforts en cours vont bien au-delà de chercher à éviter que des images de violence ne soient propagées par les réseaux sociaux : l'enjeu est aussi de s'assurer que ceux-ci ne servent plus à l'avenir à incuber le racisme et la haine. On sait désormais que les réseaux sociaux sont naturellement enclins à favoriser la radicalisation simplement du fait de leurs algorithmes et du goût des utilisateurs pour des contenus extrêmes. Facebook a lancé en mars un programme qui fournit des ressources et du support à ceux qui veulent quitter des groupes incitant à la haine. Ce programme, qui selon ses propres indications s'appuie sur une équipe de

Les réseaux sociaux sont naturellement enclins à favoriser la radicalisation de par leurs algorithmes

350 personnes « versées dans des sujets allant de l'application des lois aux questions de sécurité nationale, du renseignement contre-terroriste aux études académiques sur la radicalisation », va être étendu. Des utilisateurs fréquentant les mouvances prônant la suprématie blanche ont ainsi été orientés vers un groupe appelé « Life after Hate ». Pour savoir si ces réformes vont avoir l'impact souhaité, indique une experte citée par le *New York Times*, il va cependant falloir attendre les comptes-rendus périodiques de Facebook en la matière pour vérifier que ceux-ci ne font pas que de la « simulation de transparence » et comportent suffisamment de contexte et d'information pour être significatifs.

Luxembourg's National Energy and Climate Plan

An energy transition that makes business sense

Gaston Trauffler

The term energy transition refers to the shift from current energy production and consumption systems, relying primarily on fossil-based energy sources such as oil, natural gas, and coal, to a system with lower greenhouse gas emissions. Typically, such systems are based on renewable energy sources, such as wind, photovoltaics, or hydropower.

Energy transitions are nothing new. The energy mix has been transformed several times in the past: First by the introduction of coal in the mid-19th century, then by oil in the mid-20th century, and nuclear power in the 1970s. Although these new forms of energy added to, rather than replaced, existing sources. The energy transition we are talking about today aims at substituting non-renewable energy sources by renewable ones. In this sense, the challenge is unprecedented.

Why is the energy transition important?

Luxembourg is one of almost 200 countries that signed the 2015 Paris Agreement. The country committed to determined efforts to limit the world's average warming to well below two degrees centigrade compared to pre-industrial levels, and making efforts to limit it to 1.5 degrees.

The United Nation's Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC), concluded that limiting the increase to 1.5 degrees centigrade would significantly reduce the risks and impacts of climate change. It would mean less exposure to extreme weather events, fewer water shortages, and less crop yield reductions. Countries around the world, however, would need to reach net-zero CO₂ emissions by around 2050.

On the way to 2050, the EU has set its Member States three key targets to be reached already in 2030; those objectives must be reached by the EU as a whole:

- At least 32.5 percent improvement in energy efficiency;
- At least 30 percent cuts in greenhouse gas emissions, compared to 2005;
- At least 32 percent share for renewable energy in the consumed energy mix;

It furthermore adopted rules of the EU Emissions Trading System (EU ETS) seeking to increase the price of emissions permits for energy-intensive industries.

Today, Europe is a frontrunner in climate actions, actions that bear their fruits. The International Energy Agency (IEA) reports that while Europe's economy expanded by 1.8 percent in 2018, its energy demand increased by only 0.2 percent. On a global scale, the economic expansion in 2018 was at 3.7 percent, but the additional energy it consumed for this increase was at 2.3 percent. In this comparison, Europe's growth was almost six times more efficient than elsewhere. China, India and the United States together accounted for nearly 70 percent of the rise in energy demand. This is due to Europe's more mature economy, at least compared to the mentioned Asian countries, but undoubtedly also due to its climate efforts.

Nevertheless, global CO₂ emissions increased by further 1.7 percent in 2018, hitting a new record high. While the EU's successful climate policy must be acknowledged, it is the absence of a global level playing field, between the EU and its principal business partners such as the US, China, Japan, or India that represent one of the biggest challenges for the local industries. The EU's ambitious climate actions are not equally responded to by its business partners, which inflicts unilateral climate-related constraints and costs to EU's businesses. This is weighing heavily on the global economic competitiveness of EU's energy intensive industries.

Luxembourg's climate objectives

Luxembourg's and all other EU member states' climate objectives are defined by the European Commission. EU's global objectives, as described above, are broken down to each member state according to its situation and its capacity to take actions. The capacity to act is tied to the gross domestic product (GDP) per capita of each Member State. As such, Luxembourg has been attributed the most ambitious target value to be reached by 2030:

The EU's ambitious climate actions are not equally responded to by its business partners, which inflicts unilateral climate-related constraints and costs to EU's businesses

- The EU's objective for Luxembourg is to reduce emissions by 40 percent, and while this objective puts the country already in the top position in sharing this effort, Luxembourg further intends to set even higher goals at -50 percent or even -55 percent.
- In energy efficiency, the EU's objectives for Luxembourg require a reduction by 32,5 percent compared to a fixed baseline, called Primes 2007; Luxembourg is discussing to set its goals at -40 to -44 percent.
- The share of renewable energy in the consumed energy mix shall be at 23 to 25 percent.

Luxembourg has defined those objectives as well as a draft about how to reach them in its National Energy and Climate Plan (NECP). All EU countries are required to draft ten-year NECPs for 2021-2030, outlining how they intend to meet the 2030 climate targets. The final plans must be submitted to the European Commission by 31st December, 2019.

Challenges for Luxembourg's Industry

Fedil – The Voice of Luxembourg's Industry, together with its members, is ready to engage in the debate to contribute to mitigating climate change.

Already today, we see that more and more companies have either already made significant investments in low-emission technologies or have announced to do so in the coming years.

Here are some sector achievements on energy and climate actions:

- Luxembourg's industry has reduced its CO₂ emissions by almost 45 percent between 2006 and 2016.
- The 50 most energy-intensive companies of Luxembourg have increased their energy efficiency by 20 percent between 1990 – the year of reference – and 2010 thanks to the voluntary agreement negotiated by Fedil, and they have further agreed to improve energy efficiency by seven percent on average between 2017 and 2020¹.

While these are remarkable climate actions, from a business perspective, such actions must always go hand in hand with economic competitiveness. In other words, climate actions need to make business sense. As simple and obvious as this may sound, the energy transition bears many non-trivial challenges for the industry. We chose to describe three of the most important ones here,

For many energy-intensive industrial processes, low-CO₂ emitting production technologies are still pre-mature or only exist at the laboratory scale. For steel, glass, aluminium or cement production, all of which are implemented in Luxembourg, there are only a few proven alternative low-CO₂ emitting production processes. Most of them are still far from being exploitable at an industrial scale and at affordable costs. The industry is intensively working on elaborating alternative technologies, and political climate actions must make sure to support those efforts.

It must be avoided that climate regulations tighten at such a pace that energy-intensive industries are forced out of business while trying to comply. After all, their contribution to a successful energy transition must not be underestimated; they supply the primary materials necessary for a successful energy transition. Wind turbines, solar panels, hydropower generators, low energy buildings and electric vehicles all rely on steel, glass, aluminium, or cement. To keep those essential industries alive in the EU, the CO₂ reduction trajectories set for those industries by the EU ETS must align with feasible performance improvement potentials of critical production processes.

Low-carbon transition strategies, as described in the National Energy and Climate Plans (NECPs), must be backed by equally ambitious trade protection and investment strategies.

Trade protection strategies

The impact of climate regulations on trade issues may not be apparent, but it is highly sensitive indeed. Energy-intensive industries as the ones described in the previous paragraph are often multinational and globally operating organisations. They compete in many different international markets with different legislations and climate regulations. For example, steel produced in the EU is sold on markets around the world. Hence it also competes with steel offered from around the world, such as from India, China, the United States or Japan. All the latter countries have less stringent climate regulations than the EU which makes their steel less expensive to produce. Without trade protection, climate regulations tend to erode the EU steel products' competitiveness in the global markets.

One protection approach, recently suggested by Ursula von der Leyen, the EU Commission's next President, may be through border adjustment taxes, also referred to as carbon taxes. There are different concepts of border adjustment tax (BAT). The tax is either levied at the import of emission-intensive products manufactured outside the EU in a country that hasn't signed up to the Paris Agreement, or at the moment it is further transformed to be used in a next product. At the same time, a BAT approach also subsidises exports from EU producers to "non-Paris-compliant" countries to compensate for EU producers' additional climate regulations related costs, such as EU ETS and other constraints.

Investment strategies

CO₂ reduction efforts in energy-intensive industries often represent significant investments, investments into research and development and investments in new operating infrastructure. Since investment cycles in these sectors vary between 15 and 30 years, the investment decisions of the coming years determine the company's situation for the 2040-2050 deadlines, where the EU wishes to be carbon neutral. Such investments can hardly be justified if no clear business case is in sight. In addition to the industries directly exposed to the climate agenda, there are also the technology companies who develop and supply the solutions. They are reticent to

commit to new and costly technology development as long the future of their customers is unclear.

Policymakers who are serious about climate change mitigation must, therefore, act rapidly and come up with strategies that give investors the security they are looking for to reinvest in the EU. Investments deviated outside of the EU, harm twofold: economically and ecologically. Economically due to the lost business opportunity for the EU, and ecologically because the investment is most likely going towards a region of the world with less stringent climate regulations and thus causing higher levels of pollution.

Luxembourg's NECP plans to accelerate the deployment of renewable energy (RE) dramatically and to increase its share within the country's energy mix. Compared to 2016, it intends to increase the national wind energy production by over five times and solar energy production by over ten times until 2030. Across all renewable electricity generation technologies, the National Energy and Climate Plan (NECP) targets a share of 33.6 percent of renewable electricity in the final electricity mix of 2030. This represents a fivefold increase compared to 2016.

Fedil stands behind the government's ambitions to accelerate the deployment of RE and to increase the share of renewable electricity in the overall power mix. Accessible low-carbon electric power represents a fundamental prerequisite to allow businesses to comply with ever stringent climate policies focused on decarbonising the economy. It is safe to assume that significant decarbonisation efforts will rely on the electrification of industrial processes or their switch to low-carbon e-fuels. Furthermore, the increasing digitalisation across all business sectors, as well as the electrification of the transport and mobility sectors, will massively drive demand for low-carbon electricity. Consequently, the whole economy's need for low-carbon power will increase, and it will do so across a broad spectrum of sectors, surpassing the ones identified today as electricity-intensive. As such, the ability to offer low-carbon, competitively priced electric power will become a factor for Luxembourg's economic attractiveness in the future.

This offer can most probably not be delivered by local renewable energy production only. Policymakers must, therefore, rapidly start looking for solutions to further integrate the internal energy

(Continued on p.14)



For many energy-intensive industrial processes, low-CO₂ emitting production technologies are still pre-mature – Arcelor-Mittal steel plant in Differdange

(Continued from p.13)

market and to strike long-term cross-border renewable power purchase deals.

Doomed to succeed

It must be the ambition of national and European climate policies to create framework conditions and attractive, long-term investment perspectives to motivate businesses to continue doing business from Europe while reducing emissions. The following figures demonstrate straightforwardly the global economic and ecologic benefits of a healthy and export-oriented EU economy: Between 2012 and 2015 EU exports in clean energy technologies worth 71 billion euros were realised, creating a trade surplus of 11 billion. Furthermore, according to the European Commission's 2050 Long-Term Strategy, the EU's exports between 1995 and 2016 have helped the world save around 200 million tonnes of CO₂ compared to if the EU's exports had been produced locally in the importing countries.

This shows that the industry stays one of the most significant contributors to make the energy transition a success. The key, therefore, is to realise the transition together with the industry and to make sure that Luxembourg remains attractive for the industry to continue doing business from here.

If we want to make a difference, we need to successfully demonstrate to emerging countries, whose energy consumption and emissions are still increasing, that the energy transition can be successfully realised while keeping the industry in business. Any other outcome would largely overshadow the success of the EU's climate policy, thus discouraging emerging economies to follow the path of climate change mitigation.



The increasing digitalisation across all business sectors will massively drive demand for low-carbon electricity – Data center in Luxembourg-City

Fedil's role

Fedil has initiated three project-groups to work with its members on the issues of CO₂ reduction, energy efficiency, and renewable energies. These project-groups assess how the different sectors of the industry are exposed to energy and climate

policies, how technological developments deal with them, and what their impacts are on doing business in Luxembourg. The project groups are synchronised with the political agendas of national and EU climate actions. They make Fedil an informed partner to discuss positions on behalf of its members with the government, to

make recommendations about the risks and opportunities of the energy transition.

The ultimate goal is to support policymakers in successfully realising the energy transition while working on climate actions that make business sense.

Gaston Trauffer is head of Industrial policy at Fedil. His paper is a contribution to a series on Luxembourg's Energy and Climate Plan. Previous articles have been published in *d'Land* issues of the 19th July, 2nd, 9th, 23rd and the 30th August, 2019. They can be read online: www.land.lu/page/category/56/0/FRE/index.html

¹ Source : www.myenergy.lu

Chronique de l'urgence

Zu Gast

Vier sind nicht genug!

Der Schutz und die Achtung des Meinungspluralismus gehören zu den zentralen Säulen der Demokratie. Fest verankert ist die Überzeugung, dass nur im gemeinsamen Dialog, i. e. nur im Aufeinandertreffen verschiedenster Standpunkte, legitime Entscheidungen getroffen werden können. Nicht nur die Meinungen von Einzelnen, sondern die Ansichten möglichst Vieler sollen im politischen und gesellschaftlichen Dialog Gehör finden.

Den Parteien als Beteiligte bei der politischen Willensbildung und Meinungsrepräsentation aber auch den Medien kommen in diesem Kontext Schlüsselaufgaben zu. Die Parteien repräsentieren unterschiedliche Standpunkte, über welche geschriebene Presse, Rundfunk und Fernsehen die Bürger möglichst umfassend und sachlich informieren, um es Letzteren zu ermöglichen das öffentliche Geschehen nachzuvollziehen und sich eine Meinung zu bilden. Die Differenziertheit der Meinungsbildung seitens der Zivilgesellschaft hängt dabei natürlich in bedeutendem Maße mit der Anzahl der verschiedenen Ansichten, die in den öffentlichen Medien zu Wort kommen, zusammen. Je vielfältiger die medialen Darstellungen sind, desto informierter können Zuschauer, Leser oder Zuhörer ein eigenes kritisches Urteil bezüglich eines gesellschaftlichen Problems fällen.

Sven Clement ist Abgeordneter der Piratepartei

Sehr beliebt sind in diesem Zusammenhang medial übermittelte Gesprächsrunden, in denen verschiedene Parteien aufeinandertreffen und ihre Argumente austauschen. In diesen Formaten sollen die Teilnehmer ihre jeweiligen Forderungen und Meinungen möglichst klar aber auch möglichst knapp zum Ausdruck bringen, damit sich das Publikum vor dem Hintergrund verschiedenster Darstellungen eines Sachverhaltes von dem vernünftigsten Argument überzeugen lassen kann. Wesentlich ist hierbei, dass verschiedene und vor allem gänzlich voneinander *unabhängige* Parteien zu Wort kommen können. Für Luxemburg, ein Land, in dem die Regierungsgeschäfte einer Dreierkoalition obliegen, bedeutet dies, dass es nicht ausreicht Grüne, Sozialdemokraten, Liberale und Christsoziale in öffentliche Debatten einzuladen, wenn dem Meinungspluralismus Rechnung getragen werden soll. Prinzipiell ist es durchaus möglich, dass vier Parteien ein differenzierter Meinungs austausch gelingt, aber wenn drei von vier Parteien ihre Ansichten auf ein gemeinsames Regierungsabkommen gründen, kann von Meinungs-vielfalt nicht mehr die Rede sein – vielmehr wird der Diskurs fatalerweise auf einen Austausch zwischen nur zwei Lagern heruntergebrochen.

LSAP, Grüne, DP und CSV repräsentieren die in der luxemburgischen Parteienlandschaft vertretenen Meinungen nicht umfassend – vor allem nicht, wenn es um Datenschutz geht. Um dem Publikum und damit den Wählern nicht reale Alternativen vorzuenthalten, ist es daher unerlässlich, nicht nur den Christsozialen und den Regierungsparteien, sondern allen im Parlament vertretenen Oppositionsparteien zu erlauben, an öffentlichen und/oder medial übertragenen Debatten teilzunehmen, damit auch sie *Klartext* reden können. **Clement Sven**

Atténuation ou adaptation, le faux choix

Renoncer à un combat perdu pour mieux se prémunir contre ses inévitables impacts ?

Les ressources disponibles pour lutter contre le dérèglement climatique et s'y adapter étant limitées, ne vaudrait-il pas mieux renoncer à un combat perdu d'avance et tout faire pour mieux se prémunir contre ses inévitables impacts ? Construire des digues, améliorer les prévisions météo, et plus généralement organiser la résilience ? Jonathan Franzen a publié récemment dans le *New Yorker* un texte remarqué sous le titre « What if we stopped pretending ? ». « L'apocalypse climatique se prépare. Pour nous y préparer, nous devons admettre que nous ne pouvons pas l'empêcher », argumente l'auteur du roman de critique sociale *The Corrections* paru en 2001. Critiquant « l'espoir irréaliste » de ceux qui appellent tous les jours à « se retrousser les manches » et à « sauver la planète », il assène : « chaque milliard dépensé sur des trains à grande vitesse (...) est un milliard non investi dans la prévention des catastrophes, la réparation de pays inondés, ou de futurs efforts humanitaires ».

Disons-le d'emblée : Jonathan Franzen a tout faux. En matière climatique, opposer atténuation et adap-

tation est la fausse bonne idée par excellence. Fiona Harvey a démonté l'argumentaire de Franzen dans le *Guardian* avec une redoutable efficacité. « Les murs ne vont pas fonctionner avec la crise climatique, même si la tentation d'exclure les conséquences, plutôt que de s'attaquer aux causes, est plus forte que jamais », écrit-elle. « L'opinion selon laquelle s'adapter au changement climatique inévitable devrait être notre priorité, de préférence à des tentatives futiles et ruineusement chères de réduire les émissions, a été propagée par ceux qui veulent continuer d'émettre du CO₂ », prévient-elle. « Les entreprises de com-

bustibles fossiles ont vu l'adaptation, accompagnée de l'idée que nous pourrions nous en sortir à l'aide de géo-ingénierie, comme un moyen de continuer de vendre du pétrole tout en faisant semblant d'endosser la science climatique », ajoute-t-elle, avant de trancher : « la vérité, c'est que faire face à la crise climatique nécessite une approche transversale, pour la simple raison que toutes nos ressources – économiques, physiques, sociales – sont menacées. Si nous ne mettons pas en œuvre tout ce que nous pouvons pour résoudre le problème, il ne restera pas grand-chose de toute façon ».

Non que les efforts d'adaptation soient inutiles : Fiona Harvey signale que dépenser 2 000 milliards de dollars dans l'adaptation d'ici 2030 aurait pour conséquence d'éviter de l'ordre de 7 000 milliards de dommages par la suite. Mais se concentrer sur l'adaptation sans s'attaquer à la source du problème est une « illusion » : autant, face à un lavabo qui déborde, passer la serpillière alors que les robinets continuent de couler. **Jean Lasar**

Gedicht fir eng Show

De Premier mécht eng Show
De Boris Johnson souwisou
Den Traversini zitt eng of
Vläicht kritt en da keng Strof

Sou sinn déi Gréng
Zu Déifferdeng
Glat wéi e Fësch
En Haus beim Bësch

En Haus an och e Chalet
Dat ass jo nach kee Palais
De PAG verkéiert
Da gëtt en annulléiert

Roberto, nee wéi domm
Gréng Beem si krank a kromm
D'Gemauschels war sinister
Lo gëtt e net Minister

Jacques Drescher





La Villa Louvigny, on le sait, c'est le dada de la ministre de la Culture écolo Sam Tanson : durant ses quelques mois comme députée, l'année dernière, elle s'engagea déjà pour son classement comme monument – ce qui fut finalement fait par Xavier Bettel (DP) en septembre 2018, en pleine campagne électorale. Tanson aime à comparer l'ancienne salle de concerts de l'Orchestre symphonique de RTL à l'énigmatique salle Flagey à Bruxelles et il n'étonne donc guère que la fête de clôture des *Journées européennes du patrimoine* se tiendra dimanche 29 septembre, de 10 heures jusqu'à tard dans la nuit à la Villa Louvigny. En collaboration avec l'organisateur privé Den Atelier y joueront l'ensemble contemporain Lucilin, puis le jeune hip-hopper Maz et finalement le pianiste allemand Martin Kohlstedt. Ceux qui préfèrent en savoir plus sur l'architecture du lieu pourront assister jeudi 26 septembre à une visite *afterwork* (ssmn.public.lu). jh

tablo

Pédagogie



De la transmission

Les équipes pédagogiques des institutions culturelles s'éloignent enfin de l'atelier de macramé ou de pâte de sel pour anniversaires d'enfants gâtés pour offrir une véritable transmission du savoir. Après l'engouement suscité par l'*Université populaire du cinéma* (que l'Uni.lu organise avec la Cinémathèque du Luxembourg) ou la *Mudam Akademie* (que Claude Moyen reprend à partir d'octobre), voici le Cape Eitelbruck qui relance et élargit son cycle *Kulturgeschichte Lëtzebuerg, vun de 50er Jore bis Haut* (en collaboration avec l'Université du Luxembourg). À partir de lundi, 23 septembre, où l'historienne Marie-Paule Jungblut parle du concept de patrie comme allégorie de l'identité, et jusqu'à début juin, un conférencier par mois présentera un secteur de l'histoire culturelle du pays (littérature, musique, cinéma, langue... ; plus d'informations et inscriptions sur cape.lu). Le Casino Luxembourg – Forum d'art contemporain, fort de l'expérience de son espace de projection *Black Box*, lance quant à lui une série de conférences intitulée *Penser l'écran* (photo : sb). Une fois par mois, du 3 octobre à début mars, un professeur spécialisé en cinéma, philosophie ou arts & médias venu d'une université étrangère parlera d'un sujet en rapport avec l'omniprésence des écrans aujourd'hui et un médiateur présentera une œuvre d'art faisant écho à sa théorie (casino-luxemburg.lu). jh

Musique

Frau mit Ukulele

Amanda Palmer war wirklich nicht faul in den vergangenen Jahren. Nach der Auflösung ihrer Band The Dresden Dolls gab es Projekte mit Vater Jack, Ehemann Neil Gaiman sowie Edward Ka-Spel. Nur für ein richtiges Solo-Werk hat sich Palmer sechs Jahre Zeit gelassen. Mit *There will be no intermission* hat sie im März nun Stellung zu Politik, Feminismus und Zwischenmenschlichem genommen. Und am kommenden Freitag wird sie zum wiederholten Mal in Luxemburg (Conservatoire) zu Gast sein. Der Abend bietet Intimität – lediglich mit Ukulele begleitet wird die US-amerikanische Singer-Songwriterin ihrem Publikum gegenüberstehen. (atelier.lu) ps

Was auf die Ohren

Die Kulturfabrik hat gerade ihre Nostalgiewochen: am Samstag findet eine Hommage an dEFDUMp statt, kommendes Wochenende feiert die Kufa 30 Jahre Noiseworks. Das Label wurde zur Wendezeit in Chemnitz (ehemals Karl-Marx-Stadt) gegründet und bot dem Noise-Genre eine Plattform. 2004 zog es nach Luxemburg – der Name jedoch blieb bestehen. Allerdings widmet sich das Label längst nicht mehr nur exklusiv dem Noise-Genre. Am 27. September treten Künstler von unterschiedlichen Musikrichtungen auf: Versus You (Punk Rock), Nicool (Hip Hop), Lost in Pain (Heavy Metal) und einige mehr (kulturfabrik.lu). ps

Musique

Band-Bazar

Zu Beginn des Jahres entscheiden die Booker der großen europäischen Festivals, welche Bands auf ihren Festivals auftreten sollen. Der zentrale Band-Basar ist dabei das *Eurosonic Festival* in Groningen. Und seit einiger Zeit kann auch Luxemburg einen Vertreter zu diesem Showcase-Festival schicken. Die Musikredaktion von *Radio 100,7*, die als Jury über den Luxemburger Vertreter entscheiden kann, hat für 2020 Seed To Tree (Foto: Band) gewählt. Eine kluge Entscheidung, sind Seed To Tree doch seit ihrem Debüt 2012 eine der interessanteren Indie-Bands aus Luxemburg und scheinen keine Abnutzungserscheinungen zu zeigen. Nichts anderes belegt das neue Album *Proportions*. ps



Théâtre



Richtung Dubai

Ihr Sinn für Dramaturgie: furchtbar. Ihre Gesangseinlagen: eine Qual. Ihre Schauspielkunst: eine einzige Katastrophe. Aber inhaltlich sind die Theaterstücke von Richtung 22 hohe Kunst. Niemand geht mit so viel Akkuratess ans Werk, um die Luxemburger Gesellschaft zu skizzieren. Niemand macht sich so viel Mühe, um nüchternen Fakten aneinanderzuzureihen und gerade dadurch einen ungeheuren Punch zu entwickeln. Das Dokumentartheater von Richtung 22 sucht seinesgleichen in Luxemburg und deckt auf satirische Art Widersprüche im offiziellen Narrativ von Luxemburg auf – bar jeder Moral. Dieses Mal ist die Weltausstellung in Dubai im Fokus (Foto: Richtung22), bei der Luxemburg vollkommen ungeniert mit künstlerischen Darbietungen, Geld aus einem Land anziehen will, das Menschenrechte mit Füßen tritt (Vorstellungen sind am 24., 25., 26., 27. und 28. September um 20 Uhr im Centaure ; richtung22.org). ps

Politique

Hilarité générale

Manche wussten es schon immer: Im Parlament wird doch nur Theater gespielt. Die Regierung schlägt etwas vor, bringt einen Entwurf ein. Die Opposition findet alles Schwachsinn, zerreißt den Entwurf. Am Ende kommt es zur Abstimmung bei der die Regierungsparteien sich stets ihrer arithmetischen Mehrheit gewiss sein können. Demokratie im Parlament – *just for show*? Tatsächlich wird am kommenden Samstag, 28. September, wirklich Theater im Plenarsaal des Parlaments (Foto: Patrick Galbats) gespielt. Frank Hoffmann hat sich tief in die parlamentarische Debatten eingeleasen und bietet ein *Best Of* auf dem Weg zum allgemeinen Wahlrecht. Es ist der Beginn der gross-angelegten Veranstaltungsreihe zu 100 Jahren Allgemeines Wahlrecht, die gemeinsam vom Parlament und dem Nationalmuseum organisiert wird. Am gleichen Tag findet ebenfalls die Vernissage der Ausstellung *100 Jahre Allgemeines Wahlrecht* im MNHA statt. (wielewatismirinn.lu) ps



Export



Rêves d'ailleurs

Vern-sur-Seiche (F) est une petite commune en Ille-et-Vilaine (près de Rennes) de même pas 8 000 habitants. Et pourtant, la commune organise pour la 22^e fois une biennale d'art contemporain d'assez bonne facture. Pour l'édition de cette année, intitulée *La revanche des milieux*, sur le thème du rapport à l'espace urbain, la biennale propose des œuvres d'artistes de renommée internationale, comme Mona Hatoum, Studio Orta ou Bertille Bak, ou le duo franco-luxembourgeois Martine Feipel & Jean Bechameil. Qui y présente son installation *Un monde parfait* (2013), sur la fin du rêve communautaire des grandes tours d'habitation modernistes (photo : Feipel & Bechameil ; jusqu'au 12 octobre ; levolume.fr). Le 5 octobre, Martine Feipel & Jean Bechameil montreront en outre leur sculpture monumentale *La nuit sans lune* (cette grande cloche vue chez Zidoun au Grund) dans la chapelle datant du XVIII^e siècle de la Congrégation du Saint Esprit, dans le cinquième arrondissement, dans le cadre de la très populaire *Nuit blanche* à Paris. jh

Films made in Luxembourg

In den Straßen von Kabul

Die französisch-luxemburgische Koproduktion *Les hirondelles de Kaboul* wurde bei den diesjährigen Filmfestspielen in Cannes in der Reihe *Un certain regard* gezeigt. Der Animationsfilm beruht auf der Buchvorlage des algerischen Schriftstellers Yasmina Khadra (Pseudonym für Mohammed Moulessehoul) und wurde nun unter der Regie der französischen Filmemacherin Zabou Breitman verfilmt. Schauplatz ist die Stadt Kabul Ende der Neunziger: Bewaffnete Taliban-Kämpfer und verummte Frauengestalten prägen das Straßenbild.

Les hirondelles de Kaboul ist multiperspektivisch erzählt und verwebt zwei Handlungsstränge ineinander: Mohsen und Zunaira, ein junges, verliebtes Paar, möchten gerne im Untergrund lehren, aber das Regime hält sie davon ab. Und dann sind da noch Atiq, der Wächter des Frauengefängnisses, und seine Frau Mussarat. Einzelschicksale also, die pars pro toto für eine Bevölkerung des unter dem Taliban-Regime terrorisierten Afghanistans stehen. Zunaira träumt von einer besseren Zukunft mit Mohsen, Atiq hingegen glaubt nicht mehr an das Land, in dem er lebt. Diese Weltsichten von Aufbruchphantasie und Resignation werden sich im Verlaufe des Films treffen. So verhandelt Breitman das Wechselspiel zwischen Hoffnung und Verzweiflung; beides schafft die Animationskünstlerin Eléa Gobbé-Mévelle, mit dem Zeichenstift sichtbar zu machen. Die visuelle Transition von den Burka-tragenden Frauen zu den davonfliegenden Schwalben ist in diesem Zusammenhang stark gewollt und drängt unbeholfen auf visuelle Poesie.

In *Les hirondelles de Kaboul* zeigt Zabou Breitman eine Welt, die aufgrund der Grausamkeit weder rational noch emotional völlig zu fassen ist

Die Grundstimmung in der Handlung ist indes das Gefühl einer Vergleichlichkeit und Ohnmacht, die an Verdamnis denken lässt. Mohsen ist verwirrt und wie gelähmt von der düsteren und gewalttätigen Zeit in der Angst, Terror und Verdrängung zusammenwirken. Ebenso erweist sich die Suche nach Wahrheit für Atiq als ebenso absurd wie gefährlich; all diese Figuren eint der Wunsch, zu resignieren angesichts der Widersprüchlichkeiten dieses Regimes. Zabou Breitman zeigt eine Welt, die aufgrund der Grausamkeit weder rational noch emotional völlig zu fassen ist. Und da kommt der Animationsfilm formal ganz zu seiner Geltung: Die Animation schafft eine bizarre Distanz zwischen Dargestelltem und Zuschauer.

Der Animationsfilm schafft es, durch die Reduktion auf Grundformen, die vorherrschenden und mittlerweile konventionell gewordenen Bilder, die in den Nachrichtendiensten zirkulieren, zu verfremden. Damit ebnet der Film einen visuell spannenden Zugang zu den Gewalttaten, um sie so in ihrer Unverständlichkeit erfahrbar zu machen. Es ist indes keine Verharmlosung von Gewalt, vielmehr eine neue Form der Artikulation. In äußerst graphisch-verfremdenden Bildern ersetzt *Les hirondelles de Kaboul* den Realitätseindruck des Spielfilms und stellt die Zeichnung voran, die es vermag, Gewalt hervorzuheben, die in realen Bildern unerträglich wäre. Dieser Tendenz der Distanzierung widerspricht hingegen die Subjektivierungsstrategie des *Point-of-View*, der den Blick der verummten Frau wiedergibt. Dadurch kommt nämlich eine Auseinandersetzung mit den inhumanen Praktiken gegenüber Frauen zum Ausdruck: Die Frau wird eindringlich als Opfer eines irrationalen radikalen Fundamentalismus charakterisiert.

Vor knapp einem Jahr erschien Nora Twomeys *The Breadwinner*, ein weiterer Animationsfilm, der auf einer Romanvorlage beruht und dessen Handlung ebenfalls im Afghanistan spielt. *Les hirondelles de Kaboul* reiht sich in dieses Ensemble ein, wenngleich er an die irritierende Wirksamkeit von Vorgängerfilmen wie etwa *Waltz with Bashir* oder *Persepolis* schwerlich heranreichen kann. Marc Trappendreher

Nuit de la culture à Esch-sur-Alzette

Kévin Krocze

En mai dernier, la huitième édition de la *Nuit de la culture* à Esch-sur-Alzette était reportée à septembre, deuil national (pour le grand-duc Jean, ndlr.) oblige. Ce genre d'événement conséquent nécessite les services de dizaines d'artistes ou d'intermittents du spectacle et d'innombrables bénévoles, souvent engagés des mois, voire une année à l'avance, de sorte que l'annonce du report a représenté un sacré challenge pour tous les concernés. Samedi 14 septembre, la fébrilité est le mot qui résume le mieux l'ambiance qui règne dans les rues de la future capitale européenne de la culture. Tandis que l'an dernier, le rêve et l'onirisme étaient mis en avant, cette année, c'est la thématique de l'eau et de l'Alzette qui va être développée une nuit durant. Au programme, de l'eau sous toutes ses formes. Instrument de musique subaquatique, robinets qui goutent, glaçons en suspension, pluie digitale et monstres marins, en somme, un cabinet de curiosités aquatiques réparti sur trente stations culturelles à travers le centre-ville.

En fin d'après-midi, la Kulturfabrik vaut non pas le détour, mais l'attardement. Dans la galerie Terres Rouges déjà, une intrigante installation sonore signée Arno Fabre et intitulée *Conte pour radios et robinets* (2004). Sur un mur planté au milieu de la pièce, quinze postes de radio portables alignés et quinze robinets, très légèrement ouverts, nous font face. Les gouttes qui tombent percutent des fils dénudés qui établissent le contact électrique permettant aux radios de diffuser des fragments sonores. Ainsi, le silence est ponctué par des micro-brouhahas.

Dans le même ordre d'idée, celle de l'attente, l'installation *En attendant Kyoto* est à retrouver dans la grande salle. Difficilement descriptible, Max Vandervorst, son créateur et interprète, la présente comme une série d'installations aquatiques de « Pataphonie arctique ». Tout un programme donc, assurément ludique. Des cylindres en plastique sont installés en cercle. Chaque récipient contient des cymbales ou ustensiles potentiellement musicaux. Au-dessus, des structures en bambou sur



Conte pour radios et robinets et En attendant Kyoto à la Kulturfabrik, ainsi que la performance Sonic Waters à la piscine municipale (de gauche à droite)

L'édition 2019 autour du thème de l'eau : tout un programme, assurément ludique

lesquelles sont accrochés des glaçons qui, lorsqu'ils fondent, libèrent des billes qui viennent taper les cymbales et autres idiophones. Max Vandervorst, à l'intérieur du cercle, joue d'une guitare recyclée ou souffle dans une bouteille, au rythme de la musique hasardeuse mais envoûtante.



Au même moment, sur le parvis du centre culturel, Evandro Serodio interprète *Flippant le Dauphin*, un laborieux spectacle comique de marionnettiste, très gentiment *trash*. On lui laisse le bénéfice du doute, mais on préfère revoir un peu de cette fonte des glaces poétique et japonisante. On accède à une plage éphémère en passant par une porte dérobée. Le collectif d'artistes Hariko a mis en place un terrain de *beach volley* et quelques transats. De la musique californienne se fait entendre. On se rend ensuite au 7, rue Berwart dans le nouvel espace Facilité pour une performance du collectif Independent Little Lies.

Au fond d'une pièce sombre, un cadavre nu git sous une bâche transparente. Le climat est angoissant. Sayoko Onishi fait dos au public, elle porte une épaisse robe verte. À sa gauche, Emmanuel Fleitz alias Manòk, encapuchonné et portant un masque sans visage, se met à jouer de sa contrebasse. Le duo avait déjà fait sensation lors de l'édition précédente, lorsqu'il avait envahi le hall du musée national de la Résistance. Cette année, sa performance se présente comme une expansion à la pièce *Blackout* de Claire Thill, qui est basée sur l'absence de pluie, l'absence d'eau et ses conséquences. Une musique lancinante illustre les mouvements de la danseuse et chorégraphe qui se dirige avec peine vers un

coin où sont suspendus des tubes blancs. Sayoko Onishi monte sur un tabouret. Un torrent de pluie digitale s'abat alors pour une intéressante expérience de sons et de lumières. La danseuse déplie un parapluie sur lequel sont projetées des images de la pièce. Tout semble alors. Hurllements, choc des corps avec des ombres menaçantes. On pense aux quelques enfants présents qui vont avoir du mal à dormir après coup.

De la place de la Résistance jusqu'au parc Laval, le public assiste à une traditionnelle parade avec clowns et poissons géants. Quelque chose se trame dans la piscine municipale. Un concert, un brin particulier, est prévu. Les visiteurs sont priés de se changer, de s'équiper de flotteurs et d'entrer dans le grand bassin. *Sonic Waters* est un spectacle signé Michel Redolfi et Jean-Marc Barr. Le premier a mis au point un instrument de musique subaquatique fonctionnant à base de vibrations sonores. Le second, perché sur le plongeur, récite des textes de John Cage et Erri De Luca. Le monde du silence n'est pas celui qu'on croit. De l'extérieur on ne voit que des corps flottants. Une vision bleutée d'un Styx Eschois. Dans le parc, un spectacle de brume et de lasers signé Edwin van der Heide impressionne. La nuit se prolonge dans le Magic Mirrors, immanquable chapiteau itinérant.

Kino

Oben und unten

Marc Trappendreher

Parasite gewann bei den diesjährigen Filmfestspielen in Cannes als erster südkoreanischer Film die Goldene Palme für den besten Film und avanciert gerade in Südkorea zu einem der erfolgreichsten Filme des Jahres. Der Regisseur Bong Joon Ho präsentiert eine tiefschwarze Tragikomödie, in deren Mittelpunkt die vierköpfige Familie Kim steht, und die hat es momentan gar nicht leicht. Weil sie in äußerst ärmlichen Umständen leben, kommt die Gelegenheit für den Sohn gerade recht, sich als Englischnachhilfe bei den sehr reichen Parks anzubieten. So kommt es,

dass die Kims sich mit ungeniertem Mut zum Eigennutz bei den Parks einnisten und doch ist eine Besserung der sozialen Verhältnisse, geschweige denn deren Überwindung, in Sicht...

Eigentlich liegt unter dieser auf den ersten Blick äußerst amüsanten Komödie eine bittere Sozialstudie, die durchweg Genreregister aufbricht und vermischt, sodass nie ganz klar ist, wo dieser Film hinsteuern wird. Es ist unübersehbar, dass die Familie Kim und die der Parks in einem kontrastreichen Spannungsverhältnis zueinander stehen,

und dass darin, das eigentliche Zentrum des Films liegt. Auch korrespondiert besonders die Lichtgestaltung mit dieser Einteilung. Da wo die Wohnung der Kims spärlich ausgeleuchtet ist, da ist das großräumige Familienhaus der Parks überwiegend lichtdurchflutet. Überhaupt wirkt dieses Haus wie direkt aus einem Katalog entnommen. So ist es auch an Sauberkeit kaum zu überbieten, es wirkt beinahe so, als müsse doch jegliches Ungeziefer an dieser beinahe klinischen Reinlichkeit zugrunde gehen. Darauf scheint der Film hinauslaufen zu wollen, denn die „parasitäre“ Familienbande kann in diesem neuen Wohnraum eigentlich nicht bestehen; kaum irgendwo deutlicher zeigt sich das als bei der finalen Gartenparty, bei der auch Horrorelemente Einzug halten.

Die Kluft zwischen Arm und Reich, denjenigen die zu viel haben und denjenigen die zu wenig haben, die hat Bong schon in dem Science-Fiction Film *Snowpiercer* aufgezeigt, in dem ein Reisezug die Klassentrennung über einzelne Wagons vollzog und somit horizontal anlegte. In *Parasite* sind diese Unterschiede viel eher vertikal inszeniert – die Begriffe Ober- und Unterschicht werden hier buchstäblich genommen. Die prekäre Situation, die in dieser schäbigen, heruntergekommenen Wohnung in einer nicht weiter definierten Großstadt irgendwo in Südkorea ihrerseits visuell deutlichsten Ausdruck findet, wird für die Kims zum Antriebsmoment, sich ihres Elends zu entledigen. Diese Kims sind gleichsam der Gestalt gewordene Widerspruch einer modernen, kapitalistischen südkoreanischen Gegenwart; ihr egoistischer Aufstieg von ganz unten nach oben stellt in gewissem Sinne die „logische“ und sogar „verdiente“ Konsequenz aus vorherigen Versäumnissen der Gesellschaft dar.

Mit *Parasite* präsentiert Bong Joon Ho eine tiefschwarze Tragikomödie

Und doch weiß Bong, diese vierköpfige Familie ihrer Skrupellosigkeit zum Trotz ins Liebenswert-Sympathische oszillieren zu lassen. So fügt er immer wieder Momente ein, die die als selbstverständlich empfundene Erhabenheit dieser reichen Oberschicht gegenüber dem kleinen Mann ausstellen. Für den wohlhabenden Geschäftsmann ist Armut nur sinnlich erfahrbar, nämlich über den Geruch, und damit offenbart er das fundamentale Unverständnis mit seinem Angestellten mitzufühlen, geschweige denn helfen zu wollen. Bezeichnenderweise spricht Park denn auch von (Trenn-)Linien, die nicht überschritten werden sollen. Es sind ebendiese Momente, die letztlich das Unvermögen der Reichen, die Armen zu verstehen, offenbaren, und so suggeriert der Film, dass diese materielle Kluft unabdingbar auch mit einer emotionalen verbunden ist, dass die eine ohne die andere nicht zu überwinden ist.

Bong erzählt davon in einer äußerst skurrilen, fast märchenhaften Geschichte, die dank anziehenden Figuren und Konstellationen ein komplexes Gesellschaftsbild darlegt.



Eigentlich liegt unter der auf den ersten Blick äußerst amüsanten Komödie eine bittere Sozialstudie

Telészerie

Rëss a Spréng

josée hansen

Et ass droleg, dass d'Lëtzebuenger Kinosgeschicht esou jonk ass (oder sech esou lues entwéckelt), dass et nach ëmmer fir vill Formater eng „éischte Kéier“ gëtt. Déi éischt *Sitcomen* – *Weemseesdet* a *Come-back* – Ufank vum Joerzéngt, deen éischte Krimi am Kino (*Doudege Wénkel*, Christophe Wagner, 2012), dunn déi éischt Documentairezserie (*Routwäissgro*) zanter véier Joer... an elo „déi éischt Krimizerie“. Si heescht *Capitani*, no hirer Haaptfigur, dem Inspekter vun der Police judiciaire Luc *Capitani* (Luc Schiltz), a si kuckt sech ewéi Zitz. Déi éischt Stafel huet sechs Episoden, gëtt vum 1. Oktober un op *RTL* diffuséiert, an ass dann och *online* ze kucken.

Den Inspekter Capitani ass e Minettsdapp mat enger traureger Kuck, deen et fir eng Enquête an d'Éislek verschléit. Méi genee op „Mënscht“ (oder „Manscheid“), e fiktivt Duerf, dat och Randschelt oder Pëtscht kéint sinn. Hie seet „mär“ an „där“ a schwätzt an universelle Wourechten, déi gutt als Kalennerspréch géinge kommen: „Déi mannst si sou, wéi se sech ginn“ oder „d'Liewen ass net gerecht“. E kéint och „Et gëtt méi Kette wéi rosen Honn“ soen, oder „Et gëtt keng Zopp sou waarm g'ïess wéi se gekacht gëtt“ – et ass esou eng Lëtzebuenger Anerweis ze schwätzen, déi den Thierry Faber, deen d'Idee vun der Zerie hat an de Gro vum Drëibuch geschriwwen huet, ganz gutt erëm gëtt.

De Capitani gëtt geruff, well am Bësch vu Mënscht d'Läich vun engem jonke Meedchen, dem Jenny Engel (Jill Devresse), 15 Joer, fonnt gëtt. „Ween huet d'Jenny Engel ëmbruecht?“, den Ënnertitel vun der Zerie, kléngt jo e bësse wie dem David Lynch säin „Who killed Laura Palmer?“, mat deem hie vrun drësseg Joer Reklamm fir säin *Twin Peaks* gemaach huet. Mä *Capitani* ass glécklecherweis keng blatzeg Provënzcopie vum Lynch. Éischter e bësen *Doudege Wénkel*, vermëscht mat engem Sprëtzer vum Govinda van Maele sengem *Guttländ* (a vläicht engem nostalgesche Bléck op *Déi Zweek vum*

Vum 1. Oktober u weist RTL Télé Lëtzebuerg déi éischt Lëtzebuenger Krimizerie, Capitani. Et geet ëm Provënz, ëm de Bësch an ëm freckte Familljen

Bierg). Wéi sou dacks an der Luxemburgensia, wéi beim Josy Braun oder beim Jean-Paul Maes, geet et haaptsächlech ëm Provënz, ëm Duerfgemeinschaft an ëm dat, wat ee vu bausse an engem festgefuerene Mikrokosmos gesäit (an eventuell bewierkt). D'Policeenquête erlaabt et, d'Macke vun deem erdrëckende Milieu blouss ze stellen.

D'Serie ass opgedeelt a sechs Deeg, een Dag pro Episod, vun der Entdeckung vun der Läich un. D'Jenny ass d'Duechter vum Nadine Kinsch (Claude De Demo), d'Buttkismadame aus dem Duerf, déi, 2019 oblige, e Biobuttik huet, a vum Mick Engel (Jules Werner), en e bëssen bockege Geschäftsmann (en handelt mat Holz). Si sinn awer getrennt an elo ass d'Nadine fir d'zweet mat engem Prof bestuet. D'Jenny huet eng Zwillingsschwëster, d'Tanja, dat och verschwonnen ass. Déi éischt dräi Episoden, déi den nächste Méttwoch eng Zort Première feieren an der Press dëse Méttwoch virgestallt guffen, ginn ëm d'Sich nom Tanja. An ëm d'Sich no den Ursaache vun de Meedercher hirer Fugue an den Dout vun deem enge vun den Zwillingen. Ass et vum „Kifferfiels“ gefall? War et vläicht Selbstmord?

„Am Éislek hu s'et net esou matt normal“, seet eng vun de Figuren, an di ganz Serie geet drëm,

wéi déi eng d'Enquête verbooken an déi aner alles maachen, fir se ze behënneren. „All Mënsch litt an deem Duerf hei, souguer d'Flicker“, stellt de Capitani no kuerzer Zäit scho fest. An den Thierry Faber beschreift effektiv eng Gesellschaft, an där kee ganz riicht ass: de Paschtouer, zu deem d'Mamm sech dréit, fir Trouuscht ze fannen, ass nawell zimlech hannerfotzeg, besonnesch mam Usch, dem „gudde Jong“ aus dem Duerf (geniale Luc Feit). De Buergermeeschter stécht mam Schoul-direkter ënner enger Decken an esou munneche Manipulationen. An de Mick an d'Nadine sollen zwar getrennt sinn, mä esou ganz sécher ass dat och net. Schwéiermamme kënnen hir Schnaueren net leiden, de Bäcker beschäist d'Buttkisfra bei de Clienten, an d'Police ass och net di Hellsten (den ënnerbelichte „Brigadier Mores“, gespillt vum Joe Dennewald, ass immens). Glécklecherweis gëtt et do awer nach d'Elsa Ley (Sophie Mousel, eng vun de Revelatiounen vu *Capitani*), eng jonk Polizistin aus dem Duerf, déi de Capitani kuerzerhand als Assistentin requisitionnéiert: si ass gewiift a kennt eben all Mënsch.

Hire Sproch „hei kennt all Mënsch all Mënsch“ ass vläicht dee bessere Slogan fir *Capitani*: Et ass eng Zerie, déi och eppes iwwer Lëtzebuerg seet. Et geet ëm d'Promiscuitéit an Iwwerwaachung an enger Mikrosociétéit. Iwwerwaachung, déi et schonn ëmmer hei guff: ir se iwwer Kameraen a sozial Netzwierker gelaf ass, hunn d'Leit sech um Duerf een deem aneren an d'Kachdëppe gekuckt. Et geet ëm d'Jugend an hiren Drang, auszebrichen, an et geet ëm freckte Familljen. Jiddereen am *Capitani* huet e Sprong a senger Liewesgeschicht, e Rass iergendzwousch, och wann d'Famillje rekomposéiert sinn. D'Leit verbréngen hiert Liewe mat Stoppjes.

Eng Zerie ze dréinen, heescht séier sinn a vill Stonne mat bescheidenem Budget dréinen. Matt manner Budget' wéi fir e Long-Métrage huet dës



De Luc Schiltz am Bësch, als Inspekter Capitani

Équipe (déi op Basis vun engem *Appel à idées* vum Film Fong, deen 2015 lancéiert gi war, erausgesicht guff) dräi Stonnen a 60 Dréideeg realiséiert. Esou eng liicht Form erlaabt et och, Saachen ze probéieren, wéi de Christophe Wagner e Méttwoch sot: verschidden Astellungen, oder an der Komposition vum Bild Spuere fir spéider anzebauen.

De grouse Succès vu *Capitani* ass allerdéngs de Casting, wou all Schauspiller wéi d'Fauscht op d'A op seng Roll passt. De Luc Schiltz huet déi gewëssen Trauregheet, déi intrigéiert. D'Claude De Demo als Mamm vum Jenny ass immens, well et, trotz der schwéierier Roll, der grousser Trauer, net an de Pathos rutscht (et ass fir d'éischt, wou een et zu Lëtzebuerg gesäit spillen, soss ass et zu Frankfurt am Ensemble, an elo gläich zu Berlin). Just de Luc Feit kann e Geck esou spillen ouni en an d'Lächerlecht ze zéien. De Jules Werner setzt op séng Verslossenheet, wéi eng Festung, an d'Sophie Mousel iwwerzeegt mat där kannereger Begeeschterung fir deen neie beruflechen Défi.

Capitani beschreift eng komesch Lëtzebuenger Gesellschaft, déi méi allegoresch wéi dokumentaresch ass: e Land, dat zwar probéiert, modern ze sinn, mä nett wierklech matkënn: Zu Mënscht schwätze se all Lëtzebuergesch, wéi wann et keng Frontalieren oder Immigrante géeng ginn. De Lëtzebuenger Kino huet jorzéngtelaang probéiert, universell ze sinn, andeem e seng Filmer zu Paräis oder soss anzwousch uge-luecht huet. Et ass bemierkenswäert, dass en elo zu sengem „think local“ steet. Vlächent ass dat eng Chance, eemol eenzeegaartech ze ginn. An dofer universell.

¹ Budget: 2,6 Milliounen Euro, dovunner 2,1 Milliounen vum Film Fund, 300 000 Euro vun RTL, an de Rescht vu Samsa an Artemis (B).

Capitani, réaliséiert vum Christophe Wagner, Iddi a Konzept: Thierry Faber, déi och mam Eric Lamhène d'Drëibuch geschriwwen hunn; Produktioun: Claude Waringo fir Samsa Film, mam Luc Schiltz, Sophie Mousel, Jules Werner, Claude De Demo, Jill Devresse, Konstantin Rommelfangen, Brigitte Urhausen a. A. Diffusiou vum 1. Oktober un op *RTL Télé Lëtzebuerg* an op *RTL.lu*, a mat franséischen an engleschen Ënnerstitelen op *5 Minutes* an op *RTL Today*.

Neue Theatersaison im TNL

Lasches Motto, kreatives Wagnis

Claude Reiles

„Theater, das entfesselte Gefängnis“: So also lautet die recht bemühte Marschrichtung, das Motto der anstehenden Spielzeit im TNL. Das Theater sehe seinen Sinn darin, auf Missstände zu verweisen und dürfe keinesfalls darauf verzichten, dem Zuschauer Freude und Spaß an der gebotenen Bühnenkunst zu bereiten. So weit, so klar. Mit der These, „wir“ lebten in einem Gefängnis, „in dem wir uns gemütlich eingerichtet haben, hinter unsichtbaren Gittern“, schwingt hingegen die Tonalität einer Plattitüde, einer Stammtischparole mit, die so schwammig und wenig aussagekräftig wirkt, so sehr dahergesagt scheint, dass sie den hohen Ansprüchen auf künstlerisches Wagnis des Théâtre National du Luxemburg nicht standhalten kann. Deshalb verlieren wir keine weiteren Zeilen über diesen Tenor, sondern beschäftigen uns mit den Bausteinen der kommenden Saison.

Das TNL sticht einmal mehr mit einer Vielzahl an hauseigenen Produktionen hervor. Zuvor müssen jedoch drei Personen erwähnt werden, die in den nächsten Monaten an Bedeutung gewinnen: Traditionell holt sich das Team um Intendant Frank Hoffmann einen *Auteur en résidence* ins Haus. In diesem Jahr ist es Schauspieler, Schriftsteller und Liedermacher Michel Clees (geboren 1963), der sich schon seit seinem 15. Lebensjahr mit Theater beschäftigt und in seiner Rolle als Hausautor mit *Parterre* und *Capitna* etwas stärker ins Rampenlicht gerückt wird. Die Bühne in der Route de Longwy überrascht zudem mit Florian Hirsch (geboren 1979) als neuem Dramaturgen. Hirsch übernahm diese Funktion schon 2011 am renommierten Wiener Burgtheater und dürfte das TNL mit frischen Ideen bereichern. Mit Stéphanie Buchler stößt schließlich eine Marketing-PR-Verantwortliche hinzu, die die notwendige *Social-Media*-Präsenz des TNL gemeinsam mit Pascal Biever in Angriff nehmen wird. Eine neue, modernisierte Netzpräsenz ist das erste handfeste Ergebnis dieser Zusammenarbeit.

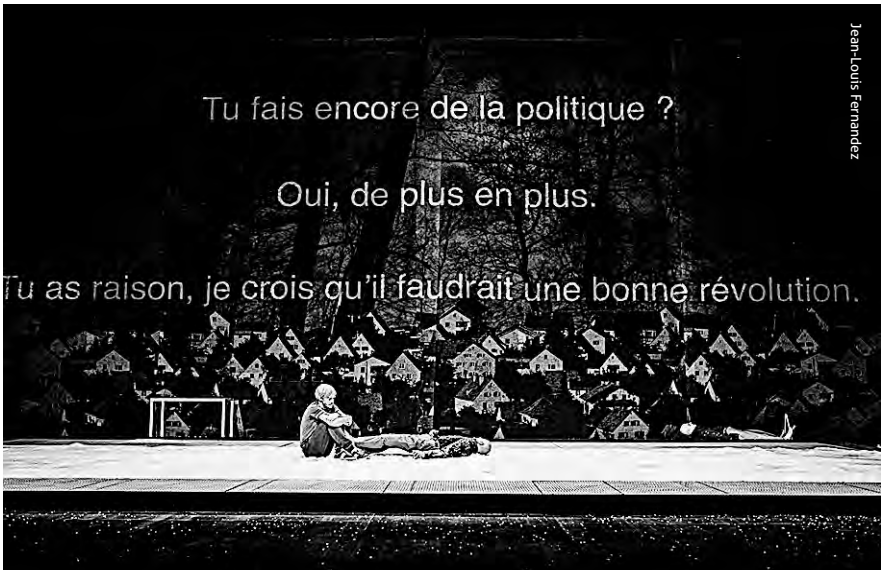
Nach der Reprise von Hoffmanns *Le Dieu du carnage* im Oktober steigt der Intendant und Regisseur mit der Uraufführung von Guy Rewenigs *Nom lesse gi mer an den Hobbykeller* in den Ring. Marc Baum und Jean-Paul Maes spielen Staatsanwalt und Richter und sind die Hauptprotagonisten dieser „Heimatparodie“, die als Kritik an der luxemburgischen Bourgeoisie angelegt ist. Es handelt sich bereits um Hoffmanns zehnte Inszenierung eines Rewenig-Stücks. Im Februar bringt derselbe Regisseur Franz Kafka auf die Bühne. Uwe Bohm, Maria Gräfe und Ulrich Kuhlmann übernehmen die Hauptrollen in der Erzählung *Die Verwandlung*, deren Bühnenfassung für ein volles Haus sorgen dürfte. Für die Kulisse sind Ben Willikens und Bernhard M. Eusterschulte verantwortlich.

Zwei weitere deutschsprachige Hausproduktionen stehen im März und Mai auf dem Programm: Eusterschulte inszeniert Michel Clees' Kammerstück *Parterre* mit Nora Koenig und Arash Marandi in den Hauptrollen. Vor dem Hintergrund eines über-

hitzten Wohnungsmarkts wird darin das Zusammenleben zwischen einem Mutter-söhnchen, einer Studentin und einem syrischen Flüchtling unter die Lupe genommen. Andreas Wagner übernimmt die Dramaturgie. Christoph Kalkowski schließlich bringt mit Ernst Tollers expressionistischem Werk *Masse Mensch – Akte Rabinowitz* einen Text auf die Bühne, der sich mit Fragen der Zivilcourage während der revolutionären Umtriebe von November 1918 bis Mai 1919 auseinandersetzt. Jana Schultz und Nickel Bösenberg in den Hauptrollen werden vom Chor der Berliner Hochschule für Schauspielkunst Ernst Busch unterstützt.

In der Sparte des französischsprachigen Theaters inszeniert Katia Scarton-Kim mit Marja-Leena Junker Frédéric Dards *La vieille qui marchait dans la mer* im Januar. In dieser Geschichte um Lady M., die sich einen um sechzig Jahre jüngeren Liebhaber nimmt und ihre Arthrose bevorzugt im Meerwasser besänftigt, befasst sich Dard mit Tabus in den Bereichen Sexualität, Liebe und Moral.

Mit den Worten „c'est l'histoire de ce que nous ne verrons jamais“ kündigt das Programmheft Véronique Fauconnets Regiearbeit *Objet d'attention* an. Aude-Laurence Biver, Rosalie Maes und Brice Montagne stehen für diese Produktion über den stillen Horror im Zusammenleben einiger Nachbarn in einem Londoner Wohnhaus auf der Bühne.



Stansilas Nordeys Inszenierung von Edouard Louis' *Qui a tué mon père* gastiert im November im TNL

Bei aller dringlichen Öffnung in Form, Raum und Öffentlichkeitsarbeit bleibt das Théâtre National du Luxemburg seiner Linie treu: Kreative Wagnis im Sprechtheater

Ein englischsprachiges Projekt fügt sich in die Reihe an hauseigenen Inszenierungen ein: Anne Simon führt Anfang Juni Regie im preisgekrönten *The open house* des US-amerikanischen Dramatikers Will Eno Regie. Was ist zu tun, wenn Familie Horror bedeutet? Man löst den Horror, indem man sie kurzerhand verschwinden und ersetzen lässt: Tiefschwarzer Humor erwartet den Zuschauer in *Open house* mit Eric Abbott und Elisabet Johannesdottir.

Neben diesem umfangreichen Angebot an Kreationen sind im TNL jedoch einige interessante Gastspiele zu sehen: Textlich und musikalisch führen Starschauspieler Thomas Thieme und Sohn Arthur Thieme (Bass) das Publikum im November ein in eine etwas entstaubte konzertante Aufführung von Brechts *Baal*, eine Produktion des Augsburger Brechtfestivals unter der Regie von Julia von Sell. Mit *Qui a tué mon père*, einem Text von Edouard Louis, inszeniert und spielt Stanislas Nordey die musikalisch untermalte Suche nach den Gründen, warum er den leblosen Körper seines Vaters in dessen Wohnung findet. Einmal mehr im Vater-Sohn-Gespann lesen Edgar Selge und Jakob Walser im Februar Björn Bickers Text *Was glaubt ihr denn?* – *Urban prayers*. Dazu kommt im Mai Peter Brooks hoch gelobte Inszenierung *Why?* gemeinsam mit Marie-Hélène Estienne über die Rolle und die Rechtfertigung des Theaters in der Gegenwart auf die Bühne.

Mit der Saarbrücker Kinderoper *Ritter Odilo und der strenge Herr Winter* im November, Albena Petrovics Kammeroper *Love and Jealousy* und Andreas Wagners dramaturgischer Arbeit *MayWeDance* im Mai öffnet sich das TNL zusehends Musik und Tanz. Dazu passt, dass das Team in der Reihe *Text a Musek an der Bar* sieben Konzertabende plant. Auch mit *Theater an der Chamber!* am 28. September in der luxemburgischen Abgeordnetenversammlung, *Footnotes* über das Thema Frauenrechte im Dezember sowie *Cahier d'un retour au pays natal* zum „Mois de la francophonie“ im März schlägt das TNL neue Wege ein. Und doch: Insgesamt bleibt es seinem Kerngeschäft treu, mit unkonventioneller Kreativität zu punkten.

Weitere Informationen unter www.tnl.lu oder im Programmheft

Luxemburgensia

Idealistin ohne Hoffnung

Jeff Thoss

„Zumindest was die deutschsprachige luxemburgische Kurzprosa anbelangt, lässt sich das Fazit kaum vermeiden, dass man im Grunde nicht viel verpasst, wenn man sie nicht kennt.“ So urteilte im Januar 2010 die Literaturkritikerin des *Land*. Knapp zehn Jahre und viel mittelpträgige Kurzprosa später lässt sich das Fazit kaum vermeiden, dass sich diese Kritikerin als Schriftstellerin selbst widerlegt hat. Elise Schmit hat 2018 einen Band mit Kurzgeschichten vorgelegt, ihr lange erwartetes Debüt. Der Literaturbetrieb hat ihr dafür mit den ausdrucksstärksten Mitteln gedankt, die er zurzeit besitzt: *Stürze aus unterschiedlichen Fallhöhen* (Hydre Éditions) wurde mit dem *Prix Servais* ausgezeichnet. Dank eines „Bicherfrënn“-Stipendiums konnte die Autorin zudem den Sommer im Literarischen Colloquium Berlin verbringen, der neuen Pilgerstätte der heimischen Literaturszene.

Grund genug, an den Wannsee zu reisen und die Laureatin rund um ihre literarischen und literaturkritischen Tätigkeiten zu befragen. Das Interview findet in einem Lokal gegenüber des LCB statt, wo gerade die Vorbereitungen für das Sommerfest laufen. Es ist das letzte wirklich heiße Wochenende in Berlin, und die allermeisten Menschen halten sich am südwestlichen Stadtrand auf, um zu baden. Wer bei 33 Grad im Schatten bereit ist, in direkter Seenähe über Bücher zu sprechen, muss sich der Literatur schon sehr verpflichtet fühlen.

Kritik als Einstieg und Umweg

Wir beginnen bei den Rezensionen, jener Textsorte, mit der Elise Schmit sich in den Literaturbetrieb hineingeschrieben hat. Seit über einem Jahrzehnt kommentiert die Autorin Neuerscheinungen insbesondere im Bereich der Luxemburgensia. Dass sie es mit der Gattung der Kritik ernst meint, zeigt sich nicht nur daran, dass sie von der Lyrik bis zum Kochbuch alles besprochen hat, sondern auch am Umstand, dass die meisten Rezensionen Verrisse sind – und zwar wohlbegründete. In einer Medienlandschaft, in der oberflächliches Lob als Kulturjournalismus durchgeht, stechen solche Texte hervor. In einem notorisch engmaschigen Betrieb riskiert man, sich damit keine Freunde zu machen.

Es gelten hierzulande „verschärfte Bedingungen, wenn es darum geht, neutral und sachlich über Bücher zu sprechen“, erklärt Schmit. „Es ist automatisch schwieriger, Abstraktionen zu machen, weil man immer weiß, dass man nicht bloß von einem Buch spricht, sondern von einer Person, die man kennt.“ Sich zu isolieren, bringe jedoch nichts. Man schreibe Rezensionen, „weil man gerne Teil einer Sache ist, Teil eines Diskurses“. Dieser mag sehr überschaubar sein. In der geringen Größe der Literaturszene sieht Elise Schmit jedoch auch eine Chance: sich über den freigebigen Austausch von Kontakten gegenseitig zu fördern. „Sobald es jemand von uns zu einem großen Verlag schafft, schauen die Kritiker auf Luxemburg, und davon profitiert jeder. Deshalb ist es völlig egal, wer es zuerst schafft.“

Hier spricht bereits die Schriftstellerin und nicht mehr die Kritikerin. Die beiden Rollen sind im Lauf des Gesprächs nicht immer leicht zu trennen. Noch im Anschluss daran versuchen wir zu klären, über was wir mehr gesprochen haben. Sie selbst sieht Schmit übrigens gar nicht als Literaturkritikerin, wie sie am Ende bekennt (die interessantesten Antwor-



Elise Schmit im Mai in Luxemburg

ten erhält man bekanntlich, wenn man glaubt, alle Fragen gestellt zu haben). „Kritik ist ein Umweg für mich. Die Artikel waren ein Weg, herauszufinden, wie ich möchte, dass ein Buch ist. Jetzt erst sehe ich, dass mir dort klar wurde, was Schreiben tatsächlich für mich bedeutet.“

Dass es für (angehende) Autoren unerlässlich ist, sich intensiv mit der Literatur von anderen auseinanderzusetzen, betont Elise Schmit regelmäßig in ihren Rezensionen. „Man muss schrecklich viel lesen“, lautet etwa der Ratschlag an die Verfasserin eines missratenen Erstlings. Ob man nicht schrecklich viel (er) leben müsse, um die nötige schriftstellerische Reife zu erlangen, lautet meine Gegenfrage. Dem möchte die Befragte nicht widersprechen, erläutert jedoch: „Das Eigentliche am Schreiben ist nicht das Erlebnis oder der Inhalt, sondern die Form, und die kann man nicht komplett neu erfinden. Man schaut, was andere gemacht haben, wie man eine Geschichte erzählt.“ Schmit fügt noch einen Satz des von ihr verehrten Jean-Paul Jacobs hinzu: „Es ist besser, mit der Literatur zu leben, statt für die Literatur.“ Ob sie den unterschreibe? Sie wisse es nicht, aber es lohne sich, darüber nachzudenken.

Metaphern denken

Offenkundig gehört zum Schreiben nicht nur das schrecklich viele Lesen, sondern auch schrecklich vieles Nachdenken. Ich frage die Philosophie-Absolventin nach dem Unterschied zwischen Literatur und Philosophie, danach, ob sich manche Erkenntnisse nur in einer der beiden Textsorten finden lassen. Schmit beginnt, über Heidegger zu sprechen. Sie hat ihn viel gelesen, mag ihn nicht, kann ihn aber gerade in seiner Auffassung von Dichten und Denken und dem, was in beiden Formen sagbar ist, gebrauchen. „Dem kann ich etwas abgewinnen, zu sagen: Es gibt extreme Fälle, wo nur das eine oder das andere möglich ist. Aber in Wirklichkeit schreibt man ja nicht nur über Extremfälle in der Literatur. Dieser Unterschied macht mir zu schaffen, darüber denke ich viel nach beim Schreiben.“

Die Autorin kommt sogleich auf ihren unveröffentlichten Roman *Brachland* zu sprechen, mit dem sie 2010 den nationalen Literaturwettbewerb gewann. Sie beschreibt ihn als den Versuch, eine reduzierte Sprache (fast) frei von Metaphern zu finden. (Heidegger war ebenso Begriffslyriker wie Metaphernverächter.) „Eine Metapher ist etwas ganz, ganz Schwieriges“, führt Schmit aus, „eine Metapher öffnet, wenn sie interessant ist, nach vielen Seiten hin die Interpretation, und dann entstehen Missverständnisse. Ich bin gerne präzise. Das ist so ein Wunsch, dass ich präzise schreibe.“

Hier hätte man sich zu der These versteigen können, dass *Stürze aus unterschiedlichen Fallhöhen* das Nachdenken über Metaphern weiterführt und eine ausgedehnte Reflexion über die Unterscheidbarkeit von eigentlicher und uneigentlicher Rede darstellt. Auf der ersten Seite liest man Variationen über das absteigende Thema von „Stürzen“, deren wörtliche oder bildliche Bedeutung es zu ergründen gilt. Auf der letzten steht die Frage im Raum, ob sich kriegsversehrte luxemburgische Männer genauso „reparieren“ lassen wie kaputte deutsche Radios.

Der unsagbare Rest

Elise Schmit holt sich ein neues Getränk und wir reden über einen anderen Aspekt ihres Erzählbands. Indem wir miteinander reden, sind wir auch schon

In der Literatur erkennt Elise Schmit ein „Ideal“, ganz im Sinne des philosophischen Idealismus. Ein Besuch in Berlin

bei einem Kernanliegen des Buchs. Es gibt ein breites Spektrum an gescheiterten Kommunikationsversuchen und Gemeinschaftserlebnissen in Stürze, dessen Enden gewissermaßen von einer einzigen Figur markiert werden. In der zweiten Geschichte berichtet ein Mann namens Glenn einem ungläubigen Zuhörer, wie er sich zuerst auf eigene Faust in der Wildnis durchgeschlagen und sein Heil anschließend in der Kirche gefunden hat. Autarkie und Gottesbund, beide erweisen sich als leicht durchschaubare Trugschlüsse. Nur, dazwischen gehen die Schwierigkeiten menschlichen Miteinanders erst richtig los.

„Leute können miteinander reden, aber es findet kein wirklicher Austausch statt“, bekundet Schmit. Kommunizieren („kein schönes Wort“) sei pragmatisch möglich, aber es bestehe immer eine prinzipielle, unüberwindbare Unsicherheit. Die könne man nicht auflösen. „Das alles ist ein Konstrukt, eine Art Platzhalter, für den es keinen Ersatz gibt. Es bleibt immer ein Rest, den man nicht sagen kann. Über den denke ich viel nach.“ In ihrem Buch habe sie dieses Problem „radikalisiert, im Sinne von auf die Wurzel zurückgeführt, in einer vereinfachten, extremeren Form dargestellt.“

Die Unfähigkeit, einander zu verstehen, wird in *Stürze* jedoch nicht bloß vorgeführt. Im Verlauf der Geschichten können Leserinnen und Leser das Scheitern zumindest teilweise nachvollziehen. „In der Literatur kann man plötzlich jemandem in den Kopf schauen.“ Elise Schmit hält ihre Figuren, die „nahe an richtigen Menschen“ sein sollen, mithilfe „kleiner Irritationen“ und stilistischer Mittel wie der indirekten Rede auf Distanz zum Publikum. Das ändert aber

nichts an dem grundlegenden utopischen Potenzial, das sie in der Literatur sieht: „Man kann etwas in einem Buch tun, was man als ‚Leser‘ eines Menschen nicht tun kann. Und das ist ein großer Reiz der Literatur, und deshalb ist es auch wichtig, dass man liest, dass man übt, Empathie zu empfinden und sich vorstellt, wie es ist, eine andere Person zu sein. Das ist natürlich sehr moralisch.“

Empathie als Utopie

Auf die Nachfrage hin, ob sich das nicht auch rein als kognitiver Prozess begreifen lässt, entgegnet Schmit: „Nein, ich meine es moralisch.“ Zuvor hatten wir uns bereits kurz über Ästhetik und Moral unterhalten, ausgehend von einem Oscar Wilde-Zitat, das ich in einigen ihrer Rezensionen als Paraphrase wiedererkannnt zu haben glaubte: „There is no such thing as a moral or immoral book. Books are well written, or badly written. That is all.“ Dass es sich bei dieser Gegenüberstellung um eine falsche Dichotomie handelt, versteht sich von selbst. Aber nun wird vielleicht deutlich, inwieweit die Moral in Elise Schmits literarischen Texten in der Ästhetik drinsteckt, in ihr – und hier gesellt sich Hegel zu Heidegger – aufgehoben ist. In der Literatur erkennt die Autorin ein „Ideal“, ganz im Sinne des philosophischen Idealismus.

Allerdings sei sie eine „Idealistin ohne Hoffnung“, so Elise Schmit. Auch die literarische Kommunikation gehe letztlich nicht vollständig auf – von der Möglichkeit, durch Literatur die Welt zu verändern, ganz zu schweigen. „Menschen, die lesen, gehören meist nicht zu denen, die das Sagen haben.“ Aber eine Lese-Erfahrung sei auch eine Erfahrung, gibt die Autorin zu bedenken. „Eine literarische Figur kann einen prägen, in der Art und Weise, wie man ist und denkt. Warum sollte man das kleinreden?“

Das will hier am Tisch sicherlich niemand. Allerdings ist es immer noch drückend heiß, und auf der anderen Straßenseite hat das Sommerfest des LCB begonnen. Wir machen uns auf, um am See sitzen und Lesungen und weiteren Literaturgesprächen beizuwohnen. Ob dieses Gespräch, in dem so viel über misslungene Kommunikation geredet wurde, gelungen ist? Um einen letzten Begriff der von Elise Schmit nicht immer geschätzten Kommunikationstheorie zu bemühen: Es war zumindest anschlussfähig.



Sommerfest im Literarischen Colloquium Berlin

STIL

Vacances2019.jpeg

Salomé Jeko

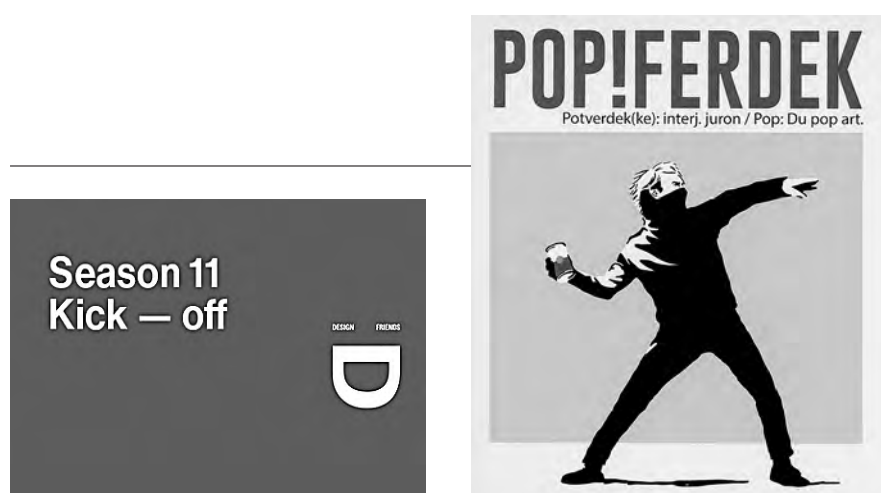
3 354 : c'est le nombre de photos que j'ai enregistré sur mon GSM en trois mois. Le mariage d'un ami, la Fête Nationale, nos vacances en Grèce, un resto à Paris en famille, mon *city trip* à Anvers, l'anniversaire de mon enfant, la *Schueberfouer*

en long, en large et en traves, ma tarte aux mirabelles, mes amis, les enfants de mes amis... Bref, un paquet de souvenirs, tous compilés dans une galerie virtuelle finalement aussi fragile que mon téléphone entre les mains de mon fils de deux ans.

3 : c'est le nombre d'albums photos rangés dans ma bibliothèque. De vrais albums, dans ma vraie bibliothèque, celle qui est remplie de romans aux pages cornées, de livres de cuisine et de vieilles éditions jaunies. Un album de mariage, un album de



Paniquée à l'idée que les milliers de photos numériques non classées se perdent, j'ai investi dans un de ces bons vieux appareils jetables



L'événement

Ce ne sera que le cocktail de bienvenue au Mudam, mercredi 25 septembre à 18h30, ou le « kick-off » pour une nouvelle saison de l'association **Design Friends**, qui, créativité oblige, préfère utiliser un anglicisme branchouille pour annoncer l'événement. Pas encore d'invité, donc, mais juste une façon d'annoncer le programme et d'entamer à travers du *small talk* la saison à venir et de renouveler sa carte de membre. Si l'on ne veut pas s'encombrer de ce détail pendant le cocktail convivial, un virement fera tout aussi bien l'affaire (via l'adresse www.designfriends.lu/en/become-a-member). À noter déjà la date du 9 octobre, car le premier invité des conférences sera Ian Anderson, vieux loup du design graphique britannique et talent multiple qui lie de façon subtile art et design et dont on attend, après l'édition de deux livres, la sortie de son documentaire *Work Buy Consume Die*. Une autre présentation attendue sera celle du designer luxembourgeois Christophe de la Fontaine (Dante Goods & Bads), au printemps 2020. Rappelons enfin la récente parution du livre *50 Friends*, publié par les Design Friends et qui regroupe cinquante invités qui se sont exprimés dans le courant des dix dernières années. GD

L'événement

Si ce jeune créatif bruxellois se prénomme en vérité Loïc, c'est sous le pseudo de **Monk** qu'il s'est fait un nom, et ce bien au-delà de la faune artistique de son pays d'origine. Se définissant lui-même de « grartist », il mélange les genres avec légèreté et humour, du graphisme à la peinture en passant par le design. Le « touche-à-toutiste » nous avait surpris une première fois par une exposition au Bloom Coffee Shop de la place de Strasbourg avec son humour décalé, n'hésitant pas à marier des clichés belges en plaçant un cornet de frites dans les mains du Manneken Pis. Ce jeudi 26 septembre, celui qui, en ce moment est invité à décorer des murs de grand hôtels à Marrakech, où il vend par ailleurs ses drôles de loufoqueries via sa boutique dans les souks de la médina, va nous surprendre une seconde fois au même endroit. Sur les murs du Bloom seront exposées de nouvelles des œuvres mélangeant avec doigté le graffiti, le dessin, le graphisme et la sérigraphie, le tout exécuté uniquement au pochoir. Monk sera présent jeudi prochain dès 18 heures, alors qu'en face, Sumo exposera dans sa propre galerie Cope 2, un des géants du graffiti new-yorkais, qui a débuté dans la Grosse Pomme en 1978. Inutile de dire que le jeudi 26 est à inscrire en gras dans les agendas de tous les amateurs du genre. GD

L'événement

On ne peut pas dire que, la forteresse de Vauban mise à part, Luxembourg se distingue sur le marché international par son foisonnement de bijoux architecturaux. Qu'à cela ne tienne, des perles du bâtiment, il y en a, dont quelques-unes seront présentées lors d'une visite du quartier de Bel Air le mardi 24 septembre à l'occasion des **Journées du Patrimoine 2019**. Sur les traces du *Bauhaus* constitue une occasion rare de visiter quelques-unes des bâtisses indémodables et érigées pendant cette période riche en originalité et dont le mouvement fête cette année ses cent ans. Le Luca est certainement fier de pouvoir annoncer que la visite affiche complet plus de quinze jours avant l'événement, mais des désistements de dernière minute étant toujours possibles, un *check* s'impose quelques jours avant le rendez-vous. Pour vous éviter de retomber dans le piège du *sold out*, on annonce dès maintenant la venue, le 12 novembre au Carré à Hollerich, de Ricardo Flores du bureau d'architecture renommé Flores & Prats à Barcelone. Son exposé aura pour thème *The discipline of the existing*. L'entrée est gratuite mais il vaut mieux s'inscrire sur le site www.luca.lu. GD

nous avant le mariage et un album de nos premières vacances à deux. Non, je n'ai même pas fait d'album de ma grossesse, de mon fils bébé, de ses premiers pas et de toutes ces choses qu'on aimerait voir immortalisées à vie sur papier glacé. Pourtant, toutes ces photos existent, gentiment entreposées au fil des ans dans des dossiers bien classés, eux-mêmes stockés dans deux disques durs endormis sur mon bureau. Deux, car attention !, je prends mes précautions, sait-on jamais qu'un des disques durs rende l'âme... En attendant, je les cache chaque jour un peu plus derrière l'écran de mon ordinateur, ces disques durs, histoire de moins en moins les voir pour de moins en moins y penser. Car clairement, je culpabilise et surtout, j'angoisse un peu, malgré ma double sauvegarde, de perdre un jour ces milliers de photos qui retracent ma vie.

Enfin pas toute ma vie car heureusement, ma maman conserve, elle, une vingtaine de gros albums remplis de clichés de ma sœur et moi à tous les âges. On y retrouve même encore nos premiers pass de ski, voire un ou deux dessins de notre période abstraite. Plusieurs fois par an, on finit toujours par s'y replonger après un repas de famille. Mon père s'assoit sur le canapé du salon, pose l'album sur ses genoux et on s'y agglutine tous autour. On rit de nos coupes de cheveux, de nos styles vestimentaires, on se souvient de ce Noël 1999, de cette balade sur une plage en Italie... et souvent, l'album laisse place à une vieille cassette VHS, pleine de films de notre enfance. On la visionne tous empreint de nostalgie et c'est beau, ces moments de famille.

Moi, j'ai aussi au moins une cinquantaine de films du premier bain de mon fils, de sa première purée de carottes, de son premier sourire. Mais pour les voir, il faut s'agglutiner autour d'un écran, dans un

bureau où s'empile le linge à repasser et le courrier à trier. Puis il faut consulter le dossier « Félix 2017 » et prendre son mal en patience pour tomber, parmi les centaines de .jpeg, sur le bon fichier .mp4. Et ça, tout ça, ça me désole. Alors oui, je pourrais m'enfermer dans ce fameux bureau tout un week-end, prendre le problème à bras le corps, trier, classer, ranger, faire imprimer ou simplement importer le tout sur un site Internet qui m'envierait, quelques jours plus tard, un album imprimé, tout lisse et tout parfait. Mais je procrastine car je me sens noyée sous ces milliers de photos. Trois mille et quelques en trois mois ça fait plus de 120 000 en dix ans, et ce chiffre-là, clairement, il me donne le vertige.

Alors comment on faisait, avant ? Eh bien avant, on achetait des pellicules de 27 poses, on rentrait avec 27 photos qu'on faisait imprimer directement au retour des congés et qu'il ne restait plus qu'à coller sur quelques pages cartonnées ou, pour les moins regardants, à conserver dans la boîte plastifiée donnée par le photographe. Pour nos dernières vacances, c'est finalement ce que j'ai fait. J'ai investi dans un de ces bons vieux appareils jetables que j'emportais avec moi, petite, dans mes voyages scolaires. Glissé dans mon sac, il m'a accompagné partout et a suscité beaucoup de sourires autour de moi quand je m'en emparais pour faire un cliché, un seul, d'un paysage ou d'un dîner en bord de mer. Je viens de le déposer chez le photographe et vous savez quoi, j'attends avec une excitation toute particulière de découvrir mes 27 photos. Sans doute seront-elles un peu floues, sans doute certains d'entre nous auront les yeux fermés, mais qu'importe. Mes photos seront là devant moi et, en attendant que je m'attaque à mes disques durs, une partie de notre été 2019 sera, au moins, à jamais palpables entre nos mains.

d'Land méi mobil

Désormais, les abonnés peuvent lire le Lëtzebuerger Land sur leurs iPad et iPhone, ainsi que sur leurs portables et tablettes pourvus du système d'exploitation Android. Il suffit de télécharger l'application dans l'App Store de Apple ou dans le Play Store de Google.

www.land.lu

